



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 19, Nr. 11 November 15, 1966

Köln: Bund-Verlag, November 15, 1966

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

Köln, 15. November 1966 . 19. Jahrgang . Preis 50 Pfennig . G 1394 E

Einsame Gäste Foto: Weusthoff



DGB-Berufsleistungs- vergleich 1966 für fortschrittliche Berufsausbildung

Aus Anlaß der Eröffnung des diesjährigen Berufsleistungsvergleiches des DGB für die Bundesrepublik Deutschland am 22.10.1966 veröffentlichte der DGB die Ergebnisse einer wissenschaftlichen Auswertung der Berufsleistungsvergleiche aus den vergangenen Jahren.

Hier leistete der DGB einen aktiven Beitrag auf dem Gebiete der Berufsausbildung, erklärte DGB-Bundesangestelltensekretär Wilhelm Rothe. Er teilte mit, daß der Berufsleistungsvergleich in 41 Orten der Bundesrepublik stattfindet und man mit rund 50000 Teilnehmern rechnet. Ziel des BLV sei es, den in der Ausbildung stehenden jungen Menschen zu helfen und den für die Berufsausbildung Verantwortlichen Material für die Beurteilung der Situation in der Bundesrepublik in die Hand zu geben.

Wie der mit der Auswertung beauftragte unabhängige Sachverständige, Herr Kristian Ledig, mitteilte, beteiligten sich im Jahre 1964 insgesamt 44735 Jugendliche am Berufsleistungsvergleich. 1190 von ihnen nahmen an einer schriftlichen Befragung teil, um weitere für die Auswertung wichtige Anhaltspunkte zu geben.

Danach gaben 60 v.H. der Befragten die „persönliche Neigung“ als den Faktor für ihre Berufswahl an. Ledig verwies darauf, daß von den Jugendlichen, die in ihrem Lehrbetrieb gefördert wurden, die besseren Leistungen erbracht wurden. Das gleiche gelte auch für die Teilnehmer an berufsfördernden Lehrgängen. Unbefriedigend seien im allgemeinen die Leistungen im Rechnen.

Ferner hatte die Mehrzahl der Befragten noch nicht einmal acht Stunden Berufsschulunterricht in der Woche. Auch zeige sich aus der Befragung, daß die Berufsberatung der Arbeitsämter noch erheblich ausgebaut werden müsse, um ihre Aufgaben ausreichend erfüllen zu können.

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bundesverlag GmbH, Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 82821. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigelegt werden. Kupfertiefdruck: dumont presse, Köln



Nach dem 64. Starfighter-Absturz
„Starfighter — Wieviel haben wir denn noch?“

Aus: Ruhr-Nachrichten

Von den vielen Leitartikeln, die in den letzten Wochen zum Haushaltsplan der Bundesrepublik geschrieben wurden, erscheint uns der von Jens Feddersen, Chefredakteur der „Neue Rhein Zeitung“, als der mutigste und bedeutsamste, weil in diesem Artikel auch endlich mit einem Tabu gegenüber dem Wehretat gebrochen wird.

Zur Kasse bitte!

Von Jens Feddersen

Im Haushalt klafft ein großes Loch. Rund fünf Milliarden. Der Bürger soll es stopfen. Er wird zur Kasse gebeten.

Es hagelt Vorschläge, und jedem Vorschlag folgt der Protest der Interessenten, Tabak und Rum sollen teurer werden – nun gut, wer raucht und trinkt, der soll auch zahlen. Beim Auto aber wird es kritischer, bei den Sparprämien gefährlicher, beim sozialen Besitzstand alarmierend. Spart der Staat?

Hier greift der Staat in die Brieftasche. Er nimmt dem Bürger, was er dem Wähler gegeben hat. Mit einem faulen Trick erhöht er die Steuern. Im Privatleben gibt es ein treffendes Wort dafür: Betrug. Der Staat nennt es Ausgleich des Haushalts. Die fünf Milliarden müssen in die Kasse. Das sagen die Experten. Müssen wir ihnen glauben? Statt vom Bürger zu nehmen, sollte der Staat sparen. Statt an der Steuerschraube zu drehen, sollten die Ausgaben gedrosselt werden. Statt die Wirtschaft zu bremsen, sollte man die Fesseln lockern. Die Henne, die die Eier legt, darf nicht geschlachtet werden.

Von alldem aber wollen die Experten nichts wissen. Sie wählen den bequemsten Weg: den Bürger anzupapen. Er soll die Rechnung begleichen, die der Staat leichtfertig gemacht hat.

Man sagt uns, die Ministerien hätten gespart. Sie hätten gestrichen, wo sie nur konnten. Stimmt das? Der Verteidigungsetat ist ungeschoren geblieben. 18,2 Milliarden kosten uns Waffen und Soldaten, Starfighter und U-Boote, Zahlmeister und Ausbilder. London und Washington profitieren mit rund drei Milliarden aus der Bonner Kasse, nur weil ihre Soldaten auf deutschem Boden stehen. Kai-Uwe von Hassel sagt, er brauche auch in Zukunft jeden Soldaten und im näch-

sten Jahr noch zwei Milliarden Mark mehr.

Die Bürger der Bundesrepublik zahlen die höchsten Steuern aller Europäer, und die Bundeswehr ist die stärkste und teuerste Militärmacht Westeuropas. Liegt hier der Schlüssel für den Angriff auf die Brieftasche?

Hat die Regierung geprüft, ob die fünf Milliarden nicht im Etat der Bundeswehr stecken? Sind 500000 Soldaten notwendig? Brauchen wir die Starfighter? Die teuren U-Boote? Die vielen Panzer? Die neuen Zerstörer? Die Briten mit ihrer viktorianischen Kasernen-Armee? Die Amerikaner mit ihren Mittelstreckenraketen? Der Militär-Etat und die Kosten für die fremden Truppen dürfen kein Tabu mehr sein. In einer Zeit des weltpolitischen Wandels, der globalen Entspannung und der Veränderungen in Europa muß geprüft werden, ob sich die Bundesrepublik nicht einen militärischen Luxus leistet. Vielleicht genügt eine Berufsarmee von 200000 Mann, vielleicht auch eine Miliz nach Schweizer Vorbild, und ganz sicher sind 220000 Amerikaner und 50000 Briten zu viel und zu teuer.

Dicker Brocken

Das alles muß geprüft und erörtert und schließlich politisch entschieden werden. Es betrifft die Grundlinie der Politik: die Frage nämlich, ob an erster Stelle die Bereitschaft zum Frieden steht oder ob die militärische Sicherheit mit all ihren heutigen Fragwürdigkeiten an der Spitze rangiert.

Die über 20 Milliarden für Rüstung und Soldaten sind ein zu dicker Brocken für einen Staat, der keine Großmacht mehr sein kann. Dies zu erkennen und danach zu handeln, sollte Richtschnur deutscher Politik sein. Der Bürger würde es honorieren, und sein Staat würde gewinnen.

Leserbrief

Volkshochschule Ulm

Sehr geehrter Herr Dohrenbusch, mindestens einmal im Monat, nämlich wenn ich Ihre Zeitschrift bekomme, nehme ich mir vor, Ihnen zu schreiben und Ihnen und Ihren Redaktionskollegen für Ihre ausgezeichnete Arbeit zu danken. In meinen Augen gehört Ihr Blatt zu den vorbildlichsten Jugendzeitschriften, die ich kenne, sowohl im Inhalt wie in der Gestaltung. Ihre Courage, Ihre Weltoffenheit und Aktualität ist so bewundernswert, daß man es einmal aussprechen muß. Sie leisten eine ausgezeichnete politische Arbeit, die man immer als Renommierpferd vorzeigen kann, auch wenn einmal kritische Ausländer an der deutschen Jugend zweifeln wollen.

Mit nochmaligem Dank und besten Grüßen

Ihre
Inge Aicher-Scholl

Mutige Frau

Die bayerische Landtagsabgeordnete Hildegard Hamm-Brücher hat die bayerische Verfassungsmedaille abgelehnt, die ihr vom Landtag überreicht werden sollte. Die Politikerin, die als eine der „unbequemsten“ Abgeordneten Bayerns gilt, erklärte in dem FDP-Pressedienst: „Obwohl ich mir der ehrenvollen Auszeichnung bewußt bin, sehe ich mich zu meinem größten Bedauern außerstande, die bayerische Verfassungsmedaille anzunehmen. Nicht nur, weil ich den Sinn und die Bedeutung derartigen Auszeichnungen nicht zu verstehen vermag, sondern auch, weil ich es gerade in diesen Wochen und Monaten als unerträglich empfunden habe, in welchem Ausmaß der Geist und der Buchstabe dieser Verfassung gedehnt, gebeugt und aller Wahrscheinlichkeit nach sogar gebrochen wurde.“

Von 40 auf 215

Die Bundeswehr wird 1967 über 215 Planstellen für Offiziere im Generals- und Admiralsrang verfügen. Das geht aus dem Haushalt des Verteidigungsministeriums hervor, der sich auf insgesamt 18,2 Milliarden Mark beläuft. Bei den ersten Planungen für die Bundeswehr, die 1952 für ein 500000-Mann-Heer aufgestellt wurden, war die Zahl der Generale mit 40 angegeben worden. Der Bundeswehr gehören zur Zeit knapp 500000 Soldaten an. (dpa)

ch,
näm
ekom
en zu
n Re
zeich
meiner
n vor
n, die
wie i
Ihre
ist so
inma
eine
it, die
d vor
al kri
scher



Foto: A.P.

Otto Burrmeister ist gestorben

Otto Burrmeister, der Vater der Ruhrfestspiele, wie er von vielen genannt wurde, ist kurz nach Vollendung seines 67. Lebensjahres gestorben. Nicht nur die Gewerkschaften, sondern unser ganzes Volk ist ärmer geworden um einen Menschen, der in seltener Einheit das Streben nach Freiheit, Gerechtigkeit und einer kulturellen Erhebung der Menschen in sich vereinte.

Otto Burrmeister war ein realistischer Visionär. In der Arbeiterjugendbewegung Hamburgs aufgewachsen, dann in der Arbeiterbildung tätig, in den Jahren der schlimmsten Barbarei in Deutschland verfolgt, hatte er sich die Träume seiner Jugend bewahrt. Der rohe Stein Zufall, den es nach Schiller zu behauen gilt, Recklinghausen gab Kohle, Hamburg dafür Theater – kein Schiebergeschäft, sondern ein Akt der Solidarität gab ihm die Chance, die schließlich zur Gründung der Ruhrfestspiele führte. Und er hatte Glück, denn er fand in Hans Böckler und Max Brauer Menschen, die seinen Visionen nahestanden.

Arm, weil fast alle arm waren, begannen die Festspiele. Aber dann kamen sie, die Denker und Dichter, die Maler und Bildhauer mit ihren Werken, die Schauspieler und die Regisseure – und fast alle von hohem Rang. Und der armselige Saalbau in Recklinghausen wurde zu einer Stätte, in der es Aufführungen gab, die den Namen der kleinen Stadt weltbekannt machten. In einem Bunker sah man alljährlich – ein Fest der Augen – Malerei und Plastik der Welt. Und an anderen Stätten der Stadt trafen sich die fortschrittlichsten Denker und Gelehrten, um mit den arbeitenden Menschen die Probleme unserer Zeit zu diskutieren.

Und sie kamen nicht nur aus Deutschland, sondern auch aus Europa und weit darüber hinaus. Es war, als würde sich in Recklinghausen auf kleiner Basis verwirklichen, was den besten Menschen von jeher als Ziel vorschwebte: die Einheit zwischen arbeitenden Menschen, Denkern und Künstlern. Um diese Einheit hat sich Otto Burrmeister verdient gemacht.

Hans Dohrenbusch

215
als-
ent
gs-
ns-
uft.
die
00-
var
ge-
ge-
ten



Diesen Kindern wurde geholfen

Fotos: UNICEF

Ihr Gruss hilft einem Kinde



Die schönen UNICEF-Grußkarten sind wieder da. Künstler aus vielen Ländern haben sie gezeichnet und dem Weltkinderhilfswerk der Vereinten Nationen unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Eine Karte kostet nicht viel mehr als eine übliche Karte, die zu Weihnacht und zum neuen Jahr versendet wird.

Eine Schachtel mit zehn dieser schönen Karten kostet fünf Mark. Was kann von der UNICEF damit geleistet werden?

Eine Schachtel ist:
DDT zum Schutze von 7 Kindern während eines Jahres gegen Malaria.

Zwei Schachteln sind:
Medikamente für die Behandlung

eines Tb-Kranken während eines Jahres.

Fünf Schachteln sind:
Sulfonamide zur Behandlung von 10 leprösen Kindern während eines Jahres.

Zehn Schachteln sind:
Vitaminkapseln für 35 Kinder während der Dauer von drei Jahren, oder es kann durch den Kartenkauf die Ausbildung eines Lehrers oder der Ankauf von Maschinen für eine Penicillin-Fabrik oder die Ausstattung eines Krankenhauses oder eines Gemeindezentrums ermöglicht werden.

Man kann also durch kleine Gaben große Wirkungen erzielen.



Das große Paket der UNICEF

Gewiß, das ist weniger als ein Tropfen Hilfe in dem unendlichen Meer der Not, in dem 60 v. H. aller Kinder auf der Erde leben.

Aber auch das Meer besteht aus Tropfen. Und so sind wir alle aufgerufen, ein wenig zur Linderung der Not beizutragen. Es wäre gewiß eine schöne Aufgabe für unsere Jugendgruppen, wenn ihre Mitglieder sich am Verkauf der Karten beteiligen würden.

Manchmal muß man wohl etwas an die Zeit nach dem zweiten Weltkrieg zurückdenken, als die Not auch bei uns grenzenlos war. In den Jahren 1949 bis 1953 haben zwei Millionen deutsche Kinder durch die UNICEF

Hilfe erhalten.

Das Weltkinderhilfswerk der Vereinten Nationen ist ein gutes Beispiel einer erfolgreich und verwaltungsmäßig sparsam arbeitenden internationalen Hilfsorganisation, die ihre Mittel ausschließlich aus freiwilligen Regierungsbeiträgen, dem Grußkartenverkauf und Spenden erhält. Zu jedem Hilfsprogramm verpflichtet sich das Empfängerland, selbst einen finanziellen Beitrag zu leisten, der dem von UNICEF mindestens entspricht.

Zum erstenmal in der Geschichte werden ohne Ansehen von Nationalität, Rasse oder Religion die notwendigen Untersuchungen veranlaßt und

Hilfsmaßnahmen getroffen, die Lebensbedingungen der Kinder als Träger der Zukunft zu verbessern. Die Kinder der sich heute entwickelnden Länder sind in kurzer Zeit die Erwachsenen, mit denen sich unsere eigene heutige Jugend auseinandersetzen muß. Helfen wir jenen, so helfen wir in Wirklichkeit beiden.

Helft also, liebe Freunde!

Auskunft und Informationsmaterial erhaltet ihr durch:

Deutsches Komitee
für UNICEF

5 Köln Drususgasse 1-5
Tel. 218174/218858



Der Verdächtige

Von Hiltrud Anlauf

Die Augustinergasse krümmte sich wie ein Bumerang, und die spitzgiebeligen Häuser rückten mit den oberen Stockwerken einander näher infolge der verzogenen Balken des Fachwerks. Das eine Ende der Straße mündete auf einen von alten Kastanienbäumen beschatteten Platz, dessen Mitte ein Kriegerdenkmal zierte. Es bestand aus einer gewaltigen tonnenförmigen Säule, die ein Relief schreitender Soldaten umrundete. Die Männer trugen Waffen, aber sie trugen sie achtlos, einige hatten keine Helme auf dem Kopf, aber alle schauten mit starrem Blick und leerem Gesicht auf den Nacken des Vordermannes. Unbekümmert um den bedrückenden Anblick, den die im Kreisegehenden Krieger boten, versammelten sich auf den im Geviert davor aufgestellten Bänken die Liebespaare, die Rentner und die Mütter mit dem Kinderwagen. Das andere Ende der Augustinergasse gabelte sich in zwei Straßen, die zum Fluß hinunterführten. In dieser unbekannteren Oase zwischen den hetzenden Pulsen der Stadt spielten Kinder auf der Fahrbahn, und Hunde tappten ohne Eile von Tür zu Tür. Hier wohnten Beamte und Angestellte, Rentner und die Besitzer der kleinen Geschäfte, die links und rechts der Straße als bunte Tupfen das eintönige Grau der Fassaden unterbrachen. Die schmalen Schaufenster der Läden waren mit unübersichtlich gestapelten Waren vollgepackt, auf den Bürgersteigen reihten sich Gemüseboxen unter sommerlichen Markisen aneinander, und die Türen klingelten laut und melodisch beim Öffnen und Schließen. Die Leute, die hier wohnten, trafen sich abends hinter den Butzenscheiben des „Goldenen Bären“. Sie vereinten das gesellige Temperament des regionalen Menschentyps mit fröhlicher Gemütlichkeit und allgemeinem Wohlwollen. Sie hielten Vögel, Hunde und Katzen in ihren Wohnungen, sie wirkten in Vereinen, und sie schätzten das freundliche Alltagsgespräch. Es geschah in dieser Straße wenig, das nicht alsbald jeder wußte, und die intime Kenntnis, die einer vom anderen besaß, machte sie alle zu einer großen Familie. Jeder hatte eine handfeste grobkörnige Meinung, die Anerkennung fand, solange sie von den anderen geteilt wurde. Niemand erwartete von seinem Nachbarn mehr als von sich selbst, und wären bei einem befreundeten Mitbürger hervorragende spezielle Kenntnisse oder auffällige Charakterstärke entdeckt worden, so hätte man sich verblüfft und mit berechtigtem Mißtrauen zurückgezogen, denn die Basis des gegenseitigen Wohlwollens bestand gerade in der ungeschriebenen Übereinkunft, das vertraute Mittelmaß niemals zu überschreiten.

In der Augustinergasse wohnte Albert Steffen, der Besitzer einer kleinen Bäckerei, die weit über die Grenzen des Viertels hinaus bekannt geworden war, denn Steffen verkaufte seine Erzeugnisse billiger als die Konkurrenz. Sein Brot und die Brötchen schmeckten nicht minder gut als anderswo, und die Käsetorte, eine unangefochtene Spezialität des Hauses, die täglich in frischen gelbweißen Rechtecken angeboten wurde, hätte in den Hauptstraßen der Stadt gewiß auch zum doppelten Preis begeisterte Käufer gefunden. Steffens Kunden hatten sich ausgerechnet, daß ihnen die scharfe und uneigennützig Kalkulation ihres Bäckermeisters in jedem Monat einen zusätzlichen Braten bescherte oder einige Schachteln Zigaretten oder einen Stapel Zeitschriften, und sie lobten und empfahlen die Bäckerei allen, die sie noch nicht kannten, und Steffen dankte es



ihnen mit noch knusprigeren Brötchen dem verschwenderischen Zusatz von Rosinen und einer kaffeebraunen, auf der Zunge schmelzenden Schokoladenglasur. Auf die Frage eines Lokalreporters, wie er seine Preise trotz allgemeiner steigender Kosten so niedrighielte, gab er zur Antwort, er verwechselte die Herstellung von Brot nicht mit der Erschließung einer Ölquelle, er glaube, daß eine Gemeinschaft das Profitstreben des einzelnen höchst schädlich sei, und nachdenklich, mit beinahe entschuldigender Geste, fügte er hinzu: „Ich lebe nicht schlecht, und ich fühle mich wohl. Es gibt offenbar eine Form des sozialen Verhaltens, die den Menschen sehr befriedigt und ihn einen möglichen finanziellen Verlust leicht verschmerzen läßt.“ Der Reporter referierte, sichtlich beeindruckt, vielleicht beschämt, diesen Satz kommentarlos in seiner Zeitung, und alle Bewohner der Augustinergasse, und nicht nur sie, lasen die Worte ihres Bäckers. Sie nannten ihn untereinander einen vernünftigen und redlichen Menschen, es war, als hätte er ihnen aus der Seele gesprochen, sie waren froh und stolz und empfanden Erleichterung und Dankbarkeit für den Mann, der seine sittlichen Vorstellungen, die so schön und sauber waren, daß es auch ihre eigenen sein konnten, erstmals in Worte gekleidet hatte. Steffen begrüßte während der nächsten Wochen neue Kunden, und er tat das unbeeindruckt mit gleichbleibender Freundlichkeit, die für jeden ein passendes Wort und einen harmlosen Scherz fand. Niemals erwähnte er das Interview, das seine billigen Brötchen hervorgerufen hatten, und die Menschen in der Augustinergasse belohnten seine Bescheidenheit mit noch lebhafterer Sympathie. Wenn er ein privates Darlehen, einen intimen Rat oder einen verschwiegene Helfer für ein illegales Unternehmen benötigt hätte, so wäre ihm gewiß jede Unterstützung gewährt worden, soweit sie nicht gegen die Interessen des Viertels verstieß. Aber Steffen lebte ruhig und unauffällig und schien keiner Hilfe zu bedürfen. Allerdings wußte man wenig von ihm, und was man wußte, beschränkte sich auf vage Angaben, die man vom Hörensagen kannte, und auf allgemeinste Kenntnisse, die sich auf Alter, Familienstand und Beruf bezogen. Steffen stammte aus einem rheinischen Dorf, an das jedoch weder seine Sprache noch seine Gewohnheiten erinnerten, und da er seit zwanzig Jahren in dieser Stadt lebte, galt er den Einheimischen fast als einer der ihren. Er war ein schlanker, nur mittelgroßer Mann, beweglich, dunkeläugig und mit harten Gesichtszügen, die häufig dazu verleiteten, ihn älter zu schätzen, als er war. Ein auffällig starker Bartwuchs warf, trotz regelmäßiger Rasuren, stets einen dunklen Schatten auf Kinn und Backenknochen, und wenn Steffen nicht mit der weißen Ballonmütze auf dem Kopf in seinem Laden stand, fiel es schwer, diesen Mann mit Mehl, klebrigem Teig und trockener Backofenluft in Verbindung zu bringen. Er glich eher einem Jockey als einem Bäcker. Seine Frau, die er Mila nannte, was hellhörige und scharfsinnige Kunden anfangs für eine kosende Verkleinerung des Vornamens Melanie hielten, sprach ein schnelles, hartklingendes Deutsch und verwechselte bisweilen die Artikel, denn sie war in Prag geboren. Den beiden Kindern des Ehepaares sagte man neidlos nach, sie seien gut geraten, fleißig, erfolgreich und allem Neuen aufgeschlossen. Der Sohn arbeitete als Ingenieur im Außendienstteam eines Kabelwerks, und er hatte schon einige Wüsten und Flüsse

Illustrationen: Eva Ohlow

gesehen, von denen junge abenteuerlustige Männer früher nur zu träumen wagten. Es tat dem Kunden wohl, im Bäckerladen der Altstadt ganz selbstverständlich den Atem der weiten Welt zu spüren. Sie fragten Mila Steffen, während sie die preiswerten Brötchen in Tüten steckte, nach ihrem Sohn, und sie antwortete: „Er ist jetzt in Nigeria, in der Nähe von Lagos. In jedem Brief klagt er über Hitze“, und die Kunden sagten: „Ach, die Temperaturen am Äquator müssen furchtbar sein“, und sie berichteten von einer Tochter, die zum Urlaub nach Kreta geflogen war, oder vom Nefen, der auf einem Frachter die Südamerikaroute befuhr, oder vom Bruder, der Pilot werden wollte. „Das ist das Schöne an dieser Zeit“, sagten sie, „die Ferne rückt näher, und die Grenzen verwischen. Es ist gut, wenn sich die jungen Leute den Wind um die Nase wehen lassen, denn sie werden nicht dümmer davon. Und die Menschen verstehen einander dann auch besser.“ „Hoffentlich“, sagte Mila Steffen lächelnd und halbierte die runden Brotlaibe mit einem blitzenden gezahnten Messer. Die jüngere Tochter, die während der Ferien häufig im Geschäft aushalf, ging noch zur Schule, und ein pensionierter Lehrer, der am Ende der Straße wohnte, prüfte bei jedem Einkauf den Zustand ihrer Kenntnisse und nahm ihre Versetzung in die Oberprima zum Anlaß, mit erhobenem Zeigefinger, der nicht wußte, ob er scherzen oder mahnen wollte, den Bäckerladen zu einem pädagogischen Forum zu machen. „Ich freue mich“, sagte er, „daß heute so viele junge Mädchen das Abitur machen. Eine gediegene Bildung ist kein Vorrecht des Mannes, und eine kluge Frau ist gewiß eine Bereicherung der Familie. Wenn unser kleines Fräulein, o pardon“, unterbrach er sich, und jetzt scherzte der Zeigefinger, „wenn unser großes Fräulein Sprachen erlernen will, so soll es das getrost tun. Sprachen öffnen die Welt und die Herzen.“ „Hoffentlich“, sagte Mila Steffen lächelnd und schob die duftende Käsetorte in die Vitrine.

Eines Tages kam der junge Steffen aus Nigeria zurück. Er war sehr braun gebrannt, konnte in verschiedenen Bantudialekten grüßen und danken, sprach ein paar Worte Arabisch und hatte den Whisky schätzensgelernt. Außer seinen Filmen und einem Tonband, auf dem man die Sonne knistern hören konnte, brachte er einen Afrikaner mit, der Tom Bamowake hieß, katholisch und schwarzhäutig war und Arzt werden wollte. Bamowake sprach außer seinem Heimatdialekt Englisch, Arabisch und ein blaßes unsicheres Deutsch, das sich aus Lehrbuchkenntnissen und der Sprechweise ergrauter deutscher Missionsschwester zusammensetzte. Steffen vermietete dem Afrikaner ein Zimmer seiner Wohnung und lud ihn auf Milas Anregung am Sonntag zum Mittagessen ein. Bamowake kam in einem grauen Anzug, übergab der Frau des Hauses einen Blumenstrauß, beantwortete höflich alle Fragen, hantierte mit seinen Zielen und Hoffnungen so gelassen wie mit Messer und Gabel, und Steffen begriff, daß sein Sohn den dunkelhäutigen Gast nicht umsonst als einen zivilisierten Mann aus gutem Hause vorgestellt hatte. Bamowake putzte sich regelmäßig die Zähne, er las während des Frühstücks eine deutsche Tageszeitung, er besichtigte die Sehenswürdigkeiten der Stadt, er ging nur bei Grünlicht über die Kreuzung, und er gewann Geschmack an der Käsetorte.

„Sie haben ja einen Neger im Haus“, sagte eines Morgens die Kundin, die täglich fünfzehn Brötchen holte, „ich habe ihn gestern zum erstenmal gesehen.“

„Er kommt aus Nigeria, er wird Arzt“, sagte Steffen, „darf es noch etwas sein? Wir haben frische Schweinsohren und Einback.“

„Bleibt er länger bei Ihnen, der – der Schwarze?“

„Solange er hier studiert, wird er wohl auch hier wohnen, wenn's ihm gefällt.“

„Es wird ihm schon gefallen, denke ich“, sagte die Frau und legte Geld auf die Theke, „haben Sie gar keine Angst?“

„Weshalb?“

„Wegen der Tochter.“

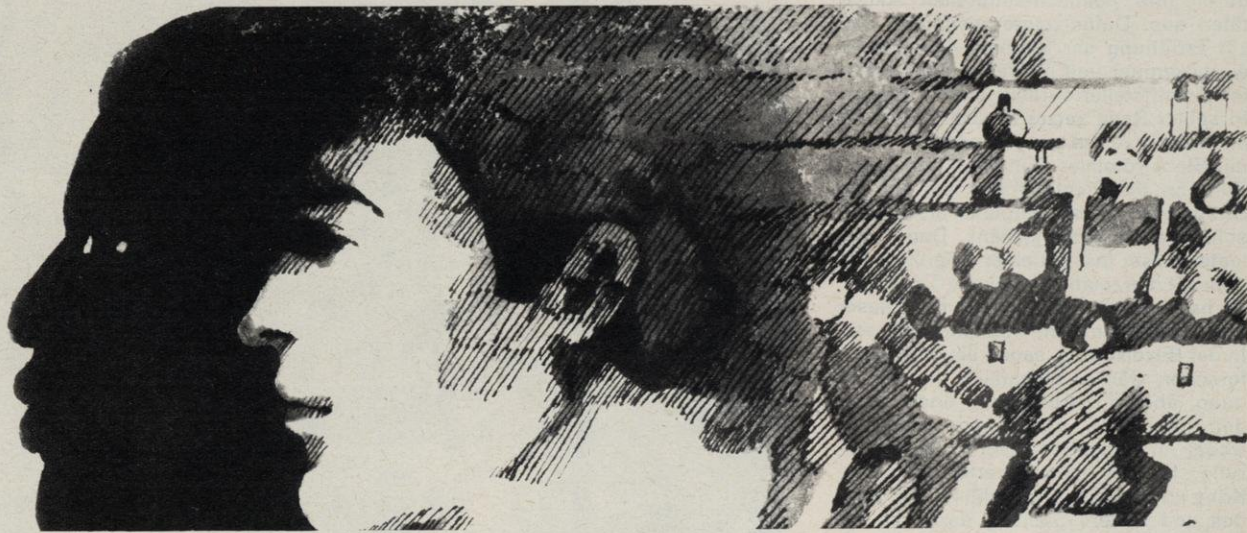
„Ach, hören Sie“, sagte Steffen lachend, „die Doris ist ein vernünftiges Mädchen, und Männer gibt's schließlich überall.“

„Gewiß – aber solche, bei solchen würde ich mich ängstigen, wenn es meine Tochter wäre. Ich habe nichts gegen die

jemals ein hitziges politisches Gespräch geführt hätte. „Er muß Farbe bekennen“, sagten sie, „wer weiß, wer da mitten unter uns lebt, alles ist möglich, nichts ist phantastischer als die Wirklichkeit, und wer ein gutes Gewissen hat, braucht sich nicht zu verstecken.“ Sie beschlossen, wachsam zu sein, und wiesen ihre Frauen an, beim Einkauf Ohren und Augen offenzuhalten. Vorerst wollte man das Brot noch von Steffen beziehen, denn er war der billigste Bäcker weit und breit, und seine Käsetorte war tatsächlich die beste der Stadt. Darüber gab es keine Zweifel, und was Recht war, sollte auch Recht bleiben.

Tom Bamowake ging höflich, schwarz und langbeinig in den Läden der Augustinergasse ein und aus, und die Oberprima korrigierte seine Notizen, die er während der Vorlesungen machte. Sie liebte in der Universitätsbibliothek ein Buch über afrikanische Sprachen, und als das durch gute Beziehungen und

bücher. Er entlieh in der Bibliothek dickleibige völkerkundliche Schwarten, in denen barbarisches Werkzeug und unappetitliche Riten beschrieben wurden. Die Abbildungen, so hörte man aus drittem und viertem Munde, waren solcherart, daß eine anständige Frau sie niemals in den Händen ihres Mannes geduldet hätte, aber Mila genierte sich noch nicht einmal, die Bücher abzuholen oder zurückzutragen, wenn ihr Mann verhindert war. Steffen las Historisches, die Bauernkriege, Sklavenaufstände und Meutereien zählten zu seinen bevorzugten Themen. Der Besitzer des kleinen Antiquariats am Kriegerdenkmalplatz erinnerte sich, dem Bäcker eine reich bebilderte und preiswerte Geschichte der Revolutionen verkauft zu haben. Das bewies, wie recht man damit hatte, Steffen als einen politischen Querkopf zu entlarven. Er sympathisierte mit dem Ostblock und den Farbigen. Und plötzlich glaubte man den Grund zu wissen,



Schwarzen, aber man muß sie ja nicht gleich ins Haus nehmen, verstehen Sie mich richtig.“

„Ich verstehe Sie richtig“, sagte Steffen nachdenklich, und er bereitete sich auf Überraschungen vor.

Tom Bamowake zeigte keine Spuren eines schlechten Gewissens, sondern er begegnete den Leuten aus der Augustinergasse mit freundlicher Selbstsicherheit, und das verstärkte ihren Argwohn. Das größere Mißtrauen richtete sich jedoch gegen Steffen. Er hatte sich durch einen in der Augustinergasse noch niemals praktizierten Entschluß verdächtig gemacht, und nun suchten sie nach weiteren Anzeichen, die dazu taugten, ihren Zweifel an seiner Persönlichkeit zu rechtfertigen. Im „Goldenen Bären“ setzten sich abends die Bürger an einen runden Tisch und trugen gemeinsam zusammen, was sie von Steffen wußten, und sie mußten feststellen, daß es recht wenig war. Doch hatte der Bäcker nicht schon immer ein merkwürdiges, von den Gepflogenheiten der anderen abweichendes Verhalten gezeigt? Wie oft hatten sie ihm Brücken gebaut, die er nicht beschritten, und Hände entgegengestreckt, die er nicht ergriffen hatte. Wie häufig hatten sie ihn gebeten, an ihren Stammtisch zu kommen und einer der Ihren zu werden. Aber er rauchte nicht, er trank nur Kaffee, eine Flüssigkeit, mit der kein Mann Gemütlichkeit schaffen konnte, er spielte nicht, er gehörte keinem Verein an, und es gab niemanden, mit dem er

willige Freunde am rechten Ort im „Goldenen Bären“ bekannt wurde, sagte der pensionierte Lehrer kopfschüttelnd: „Ich unterstütze und lobe jederzeit den Bildungseifer der jungen Mädchen von heute, aber manchmal zeigen sie doch mangelnde Reife und stürzen weit über das Ziel hinaus.“ Die Männer am Stammtisch nickten und tranken, und der Wirt brachte eine neue Runde. Sie prüften noch mal jede Kleinigkeit, die sie von Steffen wußten, und fügten Belangloses, Zufälliges und Bedeutsames aneinander, bis ihnen die Kette der Indizien geschlossen schien und sie sich wunderten, daß sie nicht früher gemerkt hatten, was da vorging im Herzen des Mannes, der ihnen das Brot lieferte. Plötzlich lag das, was nun schon ein Fall war, klar und durchsichtig vor ihnen. Steffen war immer ein Einzelgänger gewesen, der an den soliden Späßen der Gemeinschaft nicht teilnehmen wollte. Er hatte eine Ausländerin geheiratet, eine Tschechin, und er tat das während der Sudetenkrise. Er beschäftigte Gastarbeiter in seinem Betrieb, wogegen nichts einzuwenden war, aber seine Gastarbeiter kamen aus Jugoslawien, und wenn Tito auch als aufgeschlossener koexistenzbereiter Mann galt, so konnte man doch nicht wissen, was seine roten Abgesandten im Schilde führten. Und dann: Steffen las Bücher. Der Mann, der auf der Straße die Groschenblätter verkaufte, gab an, noch niemals den Bäcker unter seinen Kunden gesehen zu haben. Steffen las Sach-

warum er die Brötchen billiger verkaufte. Diese Geste verriet weder Menschenliebe noch Disziplin, sondern sie war ein erster Versuch, an den Grundfesten der freien Wirtschaft zu rütteln. Natürlich beklagte jeder, daß die Preise kletterten, wie die Rebe am Spalier, aber es war doch auch verständlich, fast eine natürliche Bewegung, und jemand, der ihr still und zäh entgegenwirkte, machte sich verdächtig. Vielleicht kassierte Steffen insgeheim für unbekannte Dienste beträchtliche Summen. Er hatte damals die direkte Frage des Reporters mit allgemeinen Floskeln beantwortet. Er hatte die bedenkliche Vokabel „Profitstreben“ benutzt und von der Gemeinschaft gesprochen und vielleicht die Kommune gemeint. Kein Wolf ist gefährlicher als der, der im Schafspelz kommt. „Ich wette“, rief der pensionierte Lehrer, „ich wette, er hat seinen Marx gelesen. Dieser Mann ignoriert die Spielregeln unseres Staates, er ist ein Rebell, ein Konspirant, ein Kommunist“, und die Männer am Stammtisch nickten und tranken, und der Wirt brachte eine neue Runde. Die Pflicht, sich in einer außerordentlichen Situation bewähren zu müssen, lastete schwer und süß auf ihren Schultern, und sie wiesen ihre Frauen an, die Bäckerei des Albert Steffen zu meiden, und sie verboten ihren Kindern, dort Mohrenköpfe und Negerküsse zu kaufen.

Aber Albert Steffen ließ sich nicht beirren.

Friede für Vietnam

Zwei Flugzeuge der US-Marine haben in Südvietnam irrtümlich erneut ein Dorf bombardiert. Der Angriff kostete 28 Menschen das Leben" und „Paris fordert: Die USA müssen Vietnam verlassen“. Diese zwei Vorfälle, von einer großen bayerischen Zeitung notiert, ereigneten sich am gleichen Tag, als in München eine Protest-Ausstellung deutscher Künstler zum Thema Vietnam eröffnet wurde. Die Nachrichten bewiesen, wenn auch mit schrecklicher Deutlichkeit, daß der Veranstalter der Ausstellung, der junge Maler Guido Zingerl, ein heißes, aktuelles Unternehmen gestartet hat. Vor gut einem Jahr schrieb Zingerl einen Rundbrief an 50 seiner Kollegen in der Bundesrepublik und bat sie um Gemälde und Plastiken. Kurz zuvor hatten bereits einige Schriftsteller zum Vietnamkrieg Erklärungen abgegeben, die Zingerl sicherlich mit zu seinem Rundbrief veranlaßt haben. Über 20 Künstler, darunter HAP Grieshaber, Professor Otto Pankok und Carlo Schellemann, machten sich daraufhin ans Werk. Unlängst konnte man nun in der Neuen Münchner Galerie die Ergebnisse ihrer Bemühungen betrachten. Die Galerie zeichnet sich übrigens durch eine bevorzugte Lage, direkt in einer Münchner Renommierstraße und durch ihre politisch-kulturellen Aktivitäten aus. Dafür zeigte wiederum, daß zur Eröffnung der Vietnam-Ausstellung ein bekannter und meist auch anerkannter Schriftsteller sprach: Martin Walser. In seiner Rede setzte er sich zuerst mit anderen Autoren auseinander, so auch mit Blechtrömler Günter Grass. Einige Zuhörer, die dichtgedrängt bis auf die Straße standen, bezeichneten diesen Abschnitt als Literatengezänk. Dann aber legte Walser los. Mit einer Offenheit, wie man sie hierzulande nicht alle Tage hört. Er behauptete unter anderem: „Dieser Krieg hat bei uns eine freundliche Presse. In der Bevölkerung, sagen die Meinungsforscher, wächst allmählich die Ablehnung, aber die Ablehnung findet nicht den geringsten politischen Ausdruck, weder im Parlament noch in der Regierung. Ist der immer härter werdende Krieg unseres engsten politischen Freundes und unsere Stellung dazu, ist das keine Parlamentsstunde wert? Frankreich hat sich ausgedrückt, England auch. Die Bundesrepublik hat in Washington bis jetzt nur verschämt zugestimmt. Hinter der hohlen Hand. Regierung und Opposition so einträchtig wie immer bei Schicksalsfragen. In den Zeitungen führt man Berlin an. Gerade wir, sagt man, müßten daran interessiert sein, daß die Amerikaner zu gegebenen Versprechen stünden, bedrohte Bastionen verteidigten. Ich halte jeden Vergleich dieser Art für eine Beleidigung Berlins. Wenn nämlich die amerikanische Berlin-Garantie so wenig Recht, so wenig Rückhalt in der Bevölkerung hat wie der amerikanische Einsatz in Saigon, dann steht es schlecht um Berlin... offenbar sind wir schon ein Stern in der amerikanischen Flagge.“ Soweit einige Auszüge von der Walser-Rede. Nach der Ansprache verabredete sich Walser noch mit einigen Zuhörern zu einem Gespräch im nahen Prominenten-Hotel „Regina“. Bei Bier und Abendimbiß wurde – im Beisein von Heinar Kipphardt – der Plan entwickelt, ein sogenanntes Büro für Vietnam zu gründen. Dieses Büro soll zum einen versuchen, das – so bezeichnete – Nachrichtenmonopol der amerikanischen Presseedienste (UPI, AP) zu brechen und andererseits eine Unterschriftenaktion zu tragen, die der Bundesregierung sowie der Welt kundtut: Das deutsche Volk steht nicht hinter der Johnson-Politik. Martin Walser hofft auf eine Million Mitbürger, die sich in den kommenden 12 Monaten in die Listen eintragen.

Plastik-Bronze von Kurt Reidel

Foto: H. M. Vogel



Pastor R. in Hamburg

Feindseligkeit macht nicht selig
Viel Feind viel Ehr
ist ein Saure-Trauben-Wort
und hat Deutschland zwei Kriege
beschert

Und wer will gern Feinde haben
noch dazu so mächtige Feinde
und warum die Amerikaner
die uns erlösten von Hitler

Aber wie lange
kann ich noch sagen „Freunde“
„Freunde ihr habt euch geirrt
in Vietnam und Santo Domingo“

Ich habe gesprochen
gegen russische Panzer in Ungarn
Soll ich heute schweigen?

42 Schulkinder

Wie weit ist es
von Guernica nach Man Quang
von Washington nach Berchtesgaden
von München nach Prag
von Berlin nach Moskau
nach Warschau?

Wie weit ist es
von Guernica nach München?
ein Jahr und fünf Monate
Das ist nicht sehr weit
Wie weit war es
von Guernica nach Warschau
von Hitler bis zu wem
und zu welchem Land?

Von Saigon nach Hanoi so weit
wie von Berlin nach Kiew
oder von Münster hinunter nach
Guernica
Ich habe Guernica gesucht
auf der Karte
weil ich mir Man Quang
anders nicht vorstellen kann

Was haben die Schulkinder
von Man Quang gelernt von den
Bomben?
Was haben wir gelernt
von den Schulkindern von
Man Quang?
Was haben wir gelernt
Von Guernica und von Polen
von Coventry Stalingrad Dresden
Nagasaki Suez und Sakiet?

Daß es gar nicht so weit ist
oder daß es noch nicht so weit ist
oder daß es gar nicht so weit
kommen kann?
Die Eltern nahmen die Kinder
in ihren Särgen
um sie hinzutragen
zu den Soldaten

Sie wurden von den Soldaten
zurückgeschlagen
und trugen die Särge wieder nach
Man Quang

Amerika

Die Hungerstreiker
die Studenten die auf dem
Protestmarsch
niedergeschlagen werden
mit Hickoryknüppeln
und einer der sich verbrannte
in Washington

Die werden wichtiger für Amerika sein
als der sich die Galle hält
mit der Hand
die nie mehr vor Zeugen
seinen Hund
an den Ohren hochheben wird

Wenn es später irgendwo heißt:
Sie sind alle wie der mit der Galle
kann Amerika zeigen auf die
die der mit der Galle nicht mochte
Hungerstreiker Geschlagene
Verbrannte
und kann sagen:
Woher waren denn die?

In memoriam Norman Marrison

17.-22. Mai 1966

Aus Da Nang
wurde fünf Tage hindurch
täglich berichtet:
Gelegentlich einzelne Schüsse

Am sechsten Tag wurde berichtet:
In den Kämpfen der letzten fünf Tage
in Da Nang
bisher etwa tausend Opfer

Anpassung

Gestern fing ich an
sprechen zu lernen
Heute lerne ich schweigen
Morgen höre ich
zu lernen auf

Der in London lebende österreichische
Dichter Erich Fried hat in der Reihe der
Quartheft des Verlages Klaus Wagen-
bach, Berlin, 41 Gedichte über Vietnam
veröffentlicht. Die Chronik am Schluß
des Bandes sammelt Daten und Fak-
ten dieses Krieges, über den wir man-
gelhaft unterrichtet werden.
Das Quartheft kostet 5,80 DM
Die auf dieser Seite abgedruckten
Gedichte sind dem Band entnommen.

Preislied für einen Freiheitskrieger

Als man ihn fragte
was er fühle beim Anblick
und Anhören aller Einzelheiten
des Krieges
sah er dem Frager
dem Engländer Michael Charlton
ins Gesicht
und gab die Antwort:
Nichts

Nichts beim Anblick der Toten
beim Hören der Schreie von Frauen
der ächzenden Atemzüge
Gefangener unter der Folter
und nichts beim Klappern
der Krüppelstöcke bomben-
verstümmelter Kinder.
Nichts beim Riechen des süßlichen
Dufts
aus Bambusmatten
in denen die Toten zu lange warten
müssen.
Und auch beim Röcheln
seiner eigenen Kameraden
der Neger und Hillbillies
die man einzieht zum großen
Verheizen
Nichts

O du vollkommener Krieger
endlich erreichtes Ziel
der Personalplanung
frei von Schwächen und frei
verfügbar
Wie könnte man ohne dich
so entscheidende Kämpfe
so fern der Heimat führen?
Was fühlst du?
Nichts

Held der verdinglichten Welt
wer wie du ist
der kann auch Kinder
in die Zähne der Müllschlucker werfen
oder in Gaskammern
die schmerzloser töten als Napalm.
Glücklich der Feldherr
der über dich verfügt
er muß sich keine Hemmungen
auferlegen.
Er weiß du bist frei
von weibischen Skrupeln
ein Krieger für so einen Krieg.
Dir fehlt zur Vollendung
Nichts

Dir muß man kein Denkmal setzen
du bist schon lebendigen Leibes
noch schießend
Granaten werfend
noch Sold empfangend
noch grunzend in den Bordellen
von Saigon
so hart und beständig
wie die Männer aus Stein und Bronze.
Weil du nichts fühlst
was kann dich beirren?
was kann dich warnen?
was kann dich retten?
Nichts

Das Interview mit dem US-Soldaten
wurde am 13. Juni 1966 im BBC-Fern-
sehen gesendet.

Frischer Wind über Irland

Von Oscar Peter Brandt

Über 30 funkelneue Fabriken, von Iren, Engländern, Deutschen, Amerikanern, Japanern, Franzosen oder Italienern gebaut, geben dem Areal rund um den Flugplatz Shannon

ein neues Gepräge. Zehntausende von neuen Arbeitsplätzen wurden geschaffen. Maschinen, elektrische Geräte, Textilien und viele andere Güter werden produziert und gleich von der

Fabrikhalle aus in viele Länder der Welt geflogen. Die Arbeiter und Angestellten wohnen in neuen und komfortablen Appartementshäusern und Eigenheimen. –

Auf geliehenen Pferden durch Irland



Diesen New Look auf der grünen Insel sah ich aber auch in Dublin und Cork, in Limerick und vielen anderen Städten. Der „industrial drive“, vor Jahren begonnen, geht mit Riesenschritten voran. Junge, tüchtige Iren sind es, die die „Town Development Associations“ gründeten – der Staat unterstützt die Ansiedlung von neuen Industrien mit erheblichen Vergünstigungen. Mehr Arbeitsplätze schaffen, die sozialen Leistungen verbessern, die Jugend ausbilden und den Lebensstandard anheben, heißt die Parole in eine bessere Zukunft. Auch die jungen und scharmanten Mädchen und Frauen, viele mit dem brandroten Haar, das so schön leuchtet, arbeiten als Sekretärinnen, Verkäuferinnen, Krankenschwestern und in vielen anderen Berufen.

Trotzdem gibt es ein sehr bemerkenswertes Stoppschild: Kein Eingang für den Materialismus. Zwei Beispiele: Das Angebot großer deutscher Reiseunternehmer (nach dem sich andere Länder alle zehn Finger lecken würden), sogenannte Ferienparadiese mit Massentourismus zu schaffen, wurde abgelehnt. „Jeder Tourist ist herzlich willkommen – aber die Ruhe und Schönheit unserer Landschaft sollen erhalten bleiben – auch die individuelle Feriengestaltung“, sagte man mir. Man verzichtet lieber auf Millionen, damit aus der grünen Insel ja kein „Rummelplatz“ wird.

Der Besitzer eines der größten Hotels von Dublin ist von 15 bis 18 Uhr für niemanden zu sprechen. Da könnten selbst der irische Staatspräsident, die englische Königin oder der Schah von Persien kommen. „Diese Zeit gehört ausschließlich meiner Familie“, sagt er.

*

Kein Ire läßt sich von der Arbeit „fressen“. Das Arbeitstempo ist lange nicht so entnervend wie in vielen anderen Ländern. „Wir leben nicht, um zu arbeiten, wir arbeiten, um zu leben“, sagen die Iren. Das ist ein heiteres, lebenswürdiges Volk. Der Wohlhabende steht neben dir so ganz selbstverständlich an der Theke im Pub wie der Arbeiter, der Angestellte, die Sekretärin, der Minister oder Manager. Auch in den Luxushotels sieht man Angehörige aus allen Schichten der Bevölkerung – jeder gleich angesehen.

Der Ire klebt nicht am Geld. Alle leben einträchtig zusammen. Golf und Reiten z. B. sind Volkssport. Kein Golfklub, der nicht sowohl Land- und Fabrikbesitzer wie auch Arbeiter und Angestellte zu seinen Mitgliedern zählte. Auf einem der herrlichen Golfkurse unter Palmen in Südirland las ich: Preis 1,50 Mark für die Stunde. Reitpferde kann man für sechs Mark den Tag mieten. Das kann sich jeder erlauben. Die Iren singen sehr gerne. Berühmt und urgemütlich sind die Folksongabende. Da sitzen, wie bei Minnie in „The Abbey Tavern“ von Dublin, wie in Kinsale oder Cork die Iren mit ihren zahlreichen ausländischen Freunden jeden Abend dicht an dicht beieinander. Man trinkt sein Guinness oder seinen Irish Whisky. Junge Mädchen und junge Burschen – alle in verschiedenen Berufen tätig – singen die alten irischen Volksweisen und spielen auf alten Instrumenten. Die Gäste singen kräftig mit – jeder kann sich auch selbst produzieren.

Die junge Generation geht härter in den Clinch als ihre Vorfahren. Man lernt auch mehr. Viel mehr junge Iren und Irinnen besuchen die höheren Schulen und studieren – auch die Abend- und Volkshochschulen weisen steigende Frequenzen

auf. In den vielen neuen Fabriken werden Facharbeiter und Ingenieure und Techniker gesucht, man braucht Volkswirte, Sekretärinnen mit Fremdsprachkenntnissen und andere qualifizierte Kräfte in vielen anderen Branchen. Die Jugend will auch mehr verdienen – bessere Aufstiegschancen haben, auch mehr Urlaub und überhaupt bessere soziale Leistungen. Geflirtet wird auch, aber noch sitzsaft. Nach wie vor geht der überwiegende Teil der jungen Mädchen im Alter von 22 bis 25 Jahren jungfräulich in die Ehe. Noch immer wird ein voreheliches Kind als „Schande“ bei den Älteren empfunden. Der junge Mann und die junge Frau arbeiten gemeinsam, um zusammen den Hausstand aufzubauen. Jede junge Familie ist aber erst dann restlos glücklich, wenn Kindergeschrei die Wohnung erfüllt. Aber man hat nicht mehr soviel Kinder wie die Eltern. Jetzt ist der Vier- und Fünf-Personen-Haushalt die Regel geworden.

Die Iren waren schon immer erfindungsreich und dem Neuen gegenüber sehr aufgeschlossen. Es war Sir Walter Raleigh, der im Garten seiner irischen Besitzung als erster Kartoffeln auf europäischem Boden anbaute und als erster Europäer Tabak rauchte. Auf dem Flughafen Shannon wurde im Jahre 1945 der erste „Duty Free Shop“ geschaffen – eine Einrichtung zum Einkauf von zollfreien Waren, die von hier aus ihren Siegeszug auf alle Flughäfen der Welt antrat. Wie einfallsreich die Iren auch heute sind, sah ich in einer Automobilfabrik nahe Dublin.

Da werden in einer großen Werkhalle gleich drei verschiedene Kraftwagen produziert. Auf dem rechten und linken Laufband die beiden deutschen Erzeugnisse Volkswagen und Mercedes und im Hintergrund ein französischer Personwagen. Es spricht für die Zielstrebigkeit der rund drei Millionen Einwohner, daß sich das Nationaleinkommen in den letzten zehn Jahren fast verdoppelte – auch die Löhne und Gehälter konnten um 70 v. H. angehoben werden. –

Trotzdem: der Lebensstandard ist noch bescheiden. Der Durchschnittsverdienst aller Arbeitnehmer liegt bei 450 bis 500 Mark im Monat. Das Kindergeld ist mit 25 Mark bei drei Kindern äußerst knapp bemessen. Die Preise für Lebensmittel, Rauchwaren und Getränke, Möbel usw. sind höher als bei uns. Die Mieten in den neuen Appartementswohnungen liegen zwischen 150 bis 250 Mark für den Monat.

Junge Gewerkschafter sind es, die für eine Aufteilung der neu verdienten Vermögen kämpfen. Das ist ein zäher und verbissener Kampf, wenn nötig mit Streiks, die einige Wochen dauern. Eine Einigung aber kommt immer zustande, und dann arbeitet man wieder einträchtig zusammen. Sagte mir der deutsche Direktor von zwei sehr modernen, mit deutschem Kapital erbauten Hotels: „Sicher könnte ich in Hamburg oder in San Franzisko, in Bangkok oder Rio de Janeiro mehr Geld verdienen als hier – aber wer ersetzt mir diese Atmosphäre, dieses beispielhafte Betriebsklima?“ Dazu gab er mir noch folgendes Beispiel: Der 14jährige Page kommt, die Arme über der Brust verschränkt, in sein Büro und sagt: „Boß, jetzt arbeite ich bereits 14 Tage hier und habe noch keinen Pfennig erhalten. Wie steht's damit?“ Der Direktor entschuldigt sich. „Das wird ein Irrtum der Buchhaltung sein. Die Angelegenheit wird sofort erledigt.“ Direktor Kirstein erläutert: „Dieser übrigens sehr talentierte Junge, der seinen



Bald kommen die Freunde – dann wird bis in die Nacht hinein gesungen

Weg im Hotelfach machen wird, war nicht etwa überheblich. In diesem Land wird keine ‚Haltung‘ angenommen – da ist jeder ein Sir. Hätte ich den Pagen etwa gebeten, die Arme herunterzunehmen, würde er wohl wortlos auf dem Absatz kehr gemacht und gedacht haben, mit so einem verrückten Boß kann man nicht zusammenarbeiten.“

Gelesen und diskutiert wird sehr viel. Da fühlt man sich Oskar Wilde, Bernhard Shaw und James Joyce (und vielen anderen) verpflichtet. Die lebhaften und interessanten Diskussionen – über den Krieg in Vietnam, den Hunger in der Welt, die moderne Malerei, das neueste Buch usw. – ziehen sich bis in die frühen Morgenstunden hin – und ein guter Trunk gehört auch dazu. Wenn die Tausende von Pubs pünktlich um 23.30 Uhr schließen, trifft man sich halt in einer Privatwohnung.

Grün ist Trumpf. Das sieht man beim Überfliegen der Insel – mit 70000 Quadratkilometer so groß wie Bayern – immer wieder. Satt und grün leuchten die zahlreichen Weiden zu einem Empor – in kleine und größere Quadrate aufgeteilt. Südwestlich von Dublin, wo bereits vor zweitausend Jahren die ersten Pferderennen stattfanden, werden die berühmten Reit- und Rennpferde gezüchtet. Sie sind, neben den Rindern, ein sehr begehrter Export. Fast 20000 Quadratkilometer – dem Umfang von Rheinland-Pfalz entsprechend – sind Sumpf, Morast und Moore. Nie konnte der Boden alle Bewohner ernähren. Hinzu kam, daß die älteren Generationen sechs, aber auch zehn und elf und zwölf Kinder hatten. Im Laufe der Jahrhunderte wanderten Hunderttausende aus – die meisten in die USA. Hier

leben gegenwärtig sechs Millionen Irisch-Amerikaner – die Kennedys sind die berühmtesten unter ihnen. Zehntausende überqueren oder überfliegen jedes Jahr den Ozean, um die lieben Verwandten zu besuchen. Dann sind sie alle wieder – das erlebt man in jedem Pub – wieder eine einzige große Familie.

„Kennen Sie Irland noch nicht?“

Die Iren geben – pro Kopf der Bevölkerung errechnet – den höchsten Betrag für die Fremdenverkehrswerbung von allen Ländern der Welt aus. Das sind 28 Millionen Mark pro Jahr. Wie sie das Geld anlegen, das ist meisterhaft. Es sind junge Grafiker und Fotografen und Texter, die mit neuen, modernen Ideen werben. „Vielleicht kennen Sie Irland noch nicht, dann wird es Zeit, die grüne Insel einmal zu besuchen“, heißt einer der zugkräftigen Werbespots. Sie werben so – und auch ihr Deutschlanddirektor Pölzelmayer ist ein Meister auf diesem Gebiet –, daß jeder den Wunsch verspürt, Irland unbedingt einmal zu besuchen.

Die Erfolge lassen sich sehen. Die Anzahl der ausländischen Touristen stieg auf 1,8 Millionen im Jahr – unter ihnen 30000 Deutsche. 837 Millionen Mark lassen die ausländischen Ferienreisenden im Land. Was aber wichtig ist: erworben wird um die Individualisten – die Einzelreisenden, um Ehepaare und höchstens kleine Reisegruppen. Den Massentourismus lehnen die Iren ab. Nirgendwo wird man eine amerikanische oder deutsche Ferienkolonie entdecken. Das Angebot ist so reichhaltig wie romantisch und erlebnisreich. Hinzu kommt, daß die Iren außerordentlich lebenswür-

dig und auch hilfsbereit sind. Überall bekommt man leicht Kontakt. „Nepp“ ist völlig unbekannt. Jede Rechnung stimmt bis auf den Penny genau.

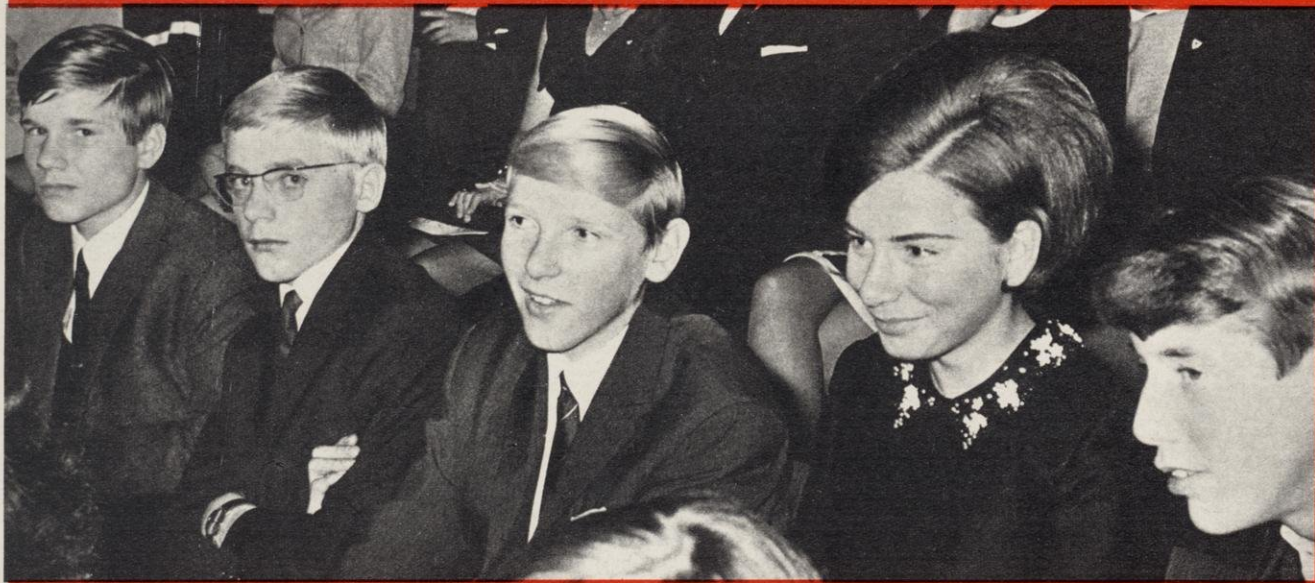
Von Cork aus fuhr ich einige Tage mit einem der Zigeunerwagen mit ihrem farbenfrohen Anstrich über das Land. Freddy hieß das acht Jahre alte und lammfromme Pferd. In unserem Wagen hatten wir eine Couch, aus der am Abend zwei Betten gebaut werden. Bettwäsche, Töpfe und Geschirr und ein kleines Spiritusöfchen, auf dem man sich seine Mahlzeiten, vor allem die frischen, selbstgefangenen Fische selbst bereiten kann – alles ist vorhanden. Im hinteren Teil des Wagens gibt es eine urgemütliche Sitzecke. So fuhren wir, auf der Eckbank sitzend und die Zügel haltend – gemütlich und fröhlich über die grüne Insel. Das ist zauberhaft! Pünktlich auch bekam Freddy seine Mahlzeiten und frisches Wasser.

In Killarney reitet man für den Preis von sechs Mark den ganzen Tag lang durch die Felsenlandschaft. Ganz reizend ist es, innerhalb der irischen Familie mit einigen anderen ausländischen Gästen in einem Cottage oder auf einer Farm zu wohnen. Das irische Frühstück ist die beste Tageszeit. Da werden Fruchtsäfte und Obst und Milch, dann Kaffee oder Tee und Cornflakes, Eier mit Schinken, Lachs und Butter und Konfitüre, frische Brötchen und verschiedene Brotsorten serviert.

Irland mit seinen neuen Ideen, der neuen Initiative und den neuen Industrien – aber auch mit seinem Stoppschild gegen den Materialismus, kann aber auch ein „gefährliches“ Land sein. Sagte mir Direktor Kirstein: „Wer auf der grünen Insel einige Jahre tätig ist, der möchte gar nicht mehr fort.“



Jugendmonat der IG Metall



Amerikanischer Kollege sang für und mit den jungen Metallern

Fotos: Udo Hoffmann



Unsere Bilder zeigen junge Menschen aus Solingen, wo weit über tausend dem Ruf der IG Metall zu einer Großveranstaltung gefolgt waren. Frisch, heiter, erwartungsvoll hörten sie die Lieder der Freiheit, der Empörung und der Solidarität, die ihnen von jungen Künstlern dargeboten wurden. Für viele der jungen Menschen war es eine Veranstaltung, wie sie bisher noch keine erlebt hatten. Manchmal sangen sie die Refrains der Lieder mit. Dann waren sie ganz ernst. Und es war schön, diese jungen, ernstesten Gesichter zu sehen. Und sie lachten, wenn die Vorträge heiter waren. Und auch das war schön.

Wie in Solingen, so wurden im Werbemonat der Jugend der IG Metall in vielen Städten und Orten der Bundesrepublik solche Veranstaltungen durchgeführt, um junge Menschen, die eben die Schule verlassen haben, für die Gewerkschaft zu werben. In der Schule haben sie kaum etwas von den Gewerkschaften gehört. So kamen viele auf diesen Veranstaltungen zum erstenmal mit jungen Gewerkschaftlern in Berührung. Sie erfuhren, daß bereits über 300000 junge Menschen unter 21 Jahren in der IG Metall sind, aber es das Ziel der Gewerkschaft ist, möglichst alle aus dem Metallbereich bei sich zu haben. Und nun sind die Neugeworbenen in

den Betrieben. Fremd und neu ist diese Welt. Neu sind auch die Freunde, die sie finden, die sie vor Ungerechtigkeiten beschützen und dafür sorgen, daß die Lehrzeit wirklich eine gute Zeit wird. Um es kurz zu sagen: sie finden Menschen, die dafür sorgen, daß sie, auch wenn sie jung sind, als Menschen behandelt werden, daß ihre Ausbildung mustergültig wird. Die Neuen werden ihre Kollegen kennenlernen, in vielen Fällen sogar Ausbilder, die ihre Kollegen sind. Sie werden Schutz finden, wenn ihre berechtigten Interessen verletzt werden. Sie werden Betriebsräte und Vertrauensleute und ihre Jugendsprecher in Bewegung setzen können, wenn die Lehrverträge und ihre Menschenwürde verletzt werden. Und sie werden spüren, daß sie nicht allein und einsam sind. Und vielleicht werden viele von ihnen selbst einmal Jugendsprecher. Und viele werden vielleicht die Gruppenabende der Metalljugend besuchen, werden lernen, werden mit der Gruppe reisen, vielleicht in viele Länder. Sie werden Kollegen anderer Länder kennenlernen.

Und vielleicht wird es ihnen ergehen wie dem russischen Dichter Maxim Gorki, der in einem seiner Romane einen Arbeiter sagen läßt: Mir ist, als ob in allen Ländern Freunde wären.

HADOBU



James Bond, der Held der westlichen Welt?

Der Kriminal-Schriftsteller Ian Lancaster Fleming hat 17 Storys mit der Titelfigur des Geheimagenten James Bond veröffentlicht. Sie wurden in 13 Büchern zusammengefaßt, die – in 11 Sprachen übersetzt – inzwischen eine Gesamtauflage von über 50 Millionen Exemplaren erreichten. Mehr als 100 Millionen Zuschauer besuchten die ersten drei Bond-Filme und sorgten für ein finanzielles Einspielergebnis von etwa 300 Millionen DM. Bond-Film Nummer 4 „Fußball“ schaffte, was vor ihm noch keinem anderen Film gelang. Bereits sechs Wochen nach seinem Start in der Bundesrepublik am 17. Dezember vergangenen Jahres, wurde seinen Produzenten die sog. „Goldene Leinwand“, der Geschäftspreis des Filmtheaterverbandes verliehen. Das bedeutet, daß sich in diesem kurzen Zeitraum allein in unserem Lande mehr als drei Millionen Zuschauer den neuen Abenteuerfilm ansahen. Selbst Kassennüßler wie „Irma la Douce“ oder die „Winnetou“-Filme brauchten bis zur „Goldenen Leinwand“ zwischen sechs und neun Monaten.

Wer diese Zahlen kennt, findet es verständlich, daß – selbst in der seriösen Presse – fast nur noch Superlative verwendet werden, wenn von James Bond die Rede ist. Soweit sich das auf Produktionskosten, Besucherzahlen und Einspielergebnis bezieht, ist nichts dagegen einzuwenden. Erschrocken und skeptisch sollte man dagegen bei der Feststellung reagieren, daß diese Superlative auch dann benutzt werden, wenn es um die Charakterisierung der Titelfigur dieser Filme, den Geheimagenten James Bond, geht. Da ist z. B. von dem neuen „Propheten“ oder „Helden“ der westlichen Welt die Rede. Mit dieser negativen Seite der „Bonditis“ oder „Bondomanie“, wie clevere Werbefachleute die Bond-Begeisterung getauft haben, wollen wir uns hier beschäftigen. Es geht auf gar keinen Fall um die Reklame für Filme, die in ihrer inhaltlichen Aussage absolut unmoralisch und in letzter Konsequenz – insbesondere für junge Menschen – sogar gefährlich sind.

Die ganze Bond-Begeisterung, die durch den riesigen Reklame-Rummel ständig künstlich geizt wird, brauchte uns nicht weiter zu interessieren, wenn das Publikum sich diese Filme lediglich ansehen würde, um sich „ein paar schöne Stunden“ zu machen. Wer die ziemlich umfangreiche Presseberichterstattung in den letzten Monaten aufmerksam verfolgte, dem fiel aber auf, daß fast alle Beobachter den ungeheuren Publikuserfolg darauf zurückführen, daß sich die Besucher mit dem „Filmhelden“ James Bond bewußt oder unbewußt identifizieren. Der britische Literaturdozent Kingsley Amis, der ein Buch mit dem Titel „The James Bond Dossier“ veröffentlichte, formuliert das so: „Wir wollen Bond nicht zum Dinner haben oder mit ihm Golf spielen oder mit ihm diskutieren. **Wir wünschen Bond zu sein.**“

Das wirkt schockierend, wenn man sich den sog. „neuen Helden der westlichen Welt“ einmal etwas genauer ansieht. Der Autor Fleming selbst bezeichnet ihn als „simples, stumpfes, auf Angriff abgerichtetes Instrument der politischen Macht“. Seine besondere „Qualifikation“ besteht also zunächst einmal darin, keine eigene Meinung zu besitzen und nur ausführendes Organ und keine Persönlichkeit zu sein. Von noch größerer Bedeutung ist, daß er sich durch ein nicht mehr so leicht überbietbares Maß an Menschenverachtung auszeichnet. Ich will nicht verschweigen, daß mir durchaus nicht wohl in meiner

Haut ist, wenn ich – ausgehend von dieser unverkennbaren Charakterisierung des „Helden“ – die Frage der Identifikation noch einmal durchdenke. Der Autor Fleming vermerkt dazu lakonisch: „Das ganze Leben ist Gewalt und Liebe. Wir sind alle Sadisten und Masochisten. Freud hat es uns erzählt.“ Mit dieser Anmerkung, über deren inhaltliche Richtigkeit hier nicht gestritten werden soll, gibt der Autor auf jeden Fall unumwunden zu, daß er mit seinen Romanen an unbewußte, primitive und atavistische Instinkte des Menschen appelliert. In den Filmen wird das in verstärkter Form fortgesetzt. Als besonders verantwortlich kann man das wohl nicht bezeichnen. Gerade in diesem Punkt bestehen auch Gefahren für junge Menschen. Soweit solche Instinkte vorhanden sind, ist es eine wichtige gesellschaftliche und erzieherische Aufgabe, sie als gefährlich erkennbar zu machen und zu bekämpfen; nicht aber sie zu wecken und

zu legalisieren. **Das sollte insbesondere in einem Land, in dem vor noch nicht allzulanger Zeit der Appell an solche Instinkte, die Menschenverachtung und der auch in den Bond-Filmen glorifizierte technifizierte Mord grausame Triumphe feierten, nicht der Fall sein.** So gesehen, muß es gerade im Hinblick auf die junge Generation eindeutig pädagogisch, aber nicht zuletzt auch politisch gefährlich genannt werden, wenn man James Bond als den neuen „Helden der westlichen Welt“ propagiert.

In einer Hinsicht – das wird durchaus nicht mit einer positiven Note festgestellt – ist es allerdings sachlich absolut richtig, von einem „Helden“ der westlichen Welt zu sprechen. James Bond ist Angehöriger des britischen Geheimdienstes und kämpft nicht einfach gegen irgendwelche Schurken. Er hat es ausschließlich mit Gangstern zu tun, die die „freie Welt des Westens und die dort geltenden Prinzipien“ bedrohen. In dem James-Bond-Film „Fußball“ wird die Katze dann ganz offen aus dem Sack gelassen: Bond wendet einen atomaren Erpressungsversuch eines internationalen Verbrechersyndikats gegen die NATO, die im Film auch wörtlich genannt wird, ab.

Die in den Bond-Filmen propagierte Brutalität und Menschenverachtung werden also noch durch die Ideologie des „Kalten Krieges“ ergänzt und, was noch wesentlich kritischer zu bewerten ist, mit ihr gerechtfertigt. Hier wird eine Pseudo-Legitimation nach dem Motto konstruiert: Bond handelt im Auftrag des freien Westens. Die Frage nach Moral und Gerechtigkeit ist deshalb überflüssig. Man kann deshalb der Zeitung „wir – magazin für junge leute“ nur zustimmen, wenn sie feststellt, daß die Kinoleinwand dadurch zum „ideologischen Spektakel“ und zur pseudomoralischen Schaubühne“ verwandelt wird und daß damit die Bond-Filme „unerträglich“ werden. Zusammenfassend sei noch einmal unter-

strichen, daß die James-Bond-Filme aus pädagogischen, moralischen und übergeordneten politischen Gründen eindeutig abzulehnen sind. Der riesige geschäftliche Erfolg, von dem sich auch viele Kritiker blenden lassen, besagt leider nichts über die Qualität der Filme. Im vorliegenden Fall stehen diese beiden Fakten sogar im umgekehrten Verhältnis zueinander. Hier wird aus prinzipiellen Erwägungen kein Plädoyer für die Aktion „Saubere Leinwand“ oder irgendeine anders geartete Zensur gehalten. Es erscheint aber unverständlich, daß die „Freiwillige Filmselfkontrolle“, die in anderen Fällen manchmal unnötig kleinlich verfährt, sich der Bond-Filme bisher in gar keiner Weise angenommen hat. Um so mehr ist es eine gemeinsame Aufgabe all derjenigen in unserem Lande, die sich für die heranwachsende Generation verantwortlich fühlen, sie gegen schädliche Einflüsse durch die Massenkommunikationsmittel soweit wie möglich



zu immunisieren. Konkret bedeutet das: Auch der vorliegende Artikel wird die meisten jungen Leute sicherlich nicht davon abhalten, sich mit James Bond „ein paar schöne Stunden“ zu machen. Es besteht aber die Chance, daß sie – im wahrsten Sinne des Wortes – die Filme mit „anderen Augen“ sehen und nicht kritiklos falsche Verhaltensmaßstäbe übernehmen.

Daß die 007-Filme und der mit ihnen verbundene riesige Propagandarummel die Vorstellungswelt junger Menschen nicht unbeeinflusst lassen, verdeutlichte u. a. ein im Herbst vergangenen Jahres veröffentlichtes Umfrageergebnis eines Jugendbuchverlages. Dieser hatte 180000 Jungen zwischen 5 und 17 Jahren nach ihren Vorbildern gefragt und dabei 15 Namen zur Auswahl angeboten. James Bond – diese nicht tatsächlich existierende Romanfigur – wurde an achter Stelle genannt. Auch wenn diese Umfrage nicht den Charakter und Wert einer wissenschaftlichen Repräsentativbefragung hatte, sollte uns das Ergebnis aufhorchen lassen. Es verdeutlicht eine Tendenz.

Zum Schluß sei noch eine Frage angeschnitten, die in den bisher veröffentlichten Betrachtungen zu den Bond-Filmen nur sehr am Rande oder in den meisten Fällen überhaupt nicht behandelt wurde. Sehen sich gerade junge Menschen diese Filme an und identifizieren sich mit dem Geheimagenten, weil sie in einer langweiligen Zeit leben? Sicherlich ist das ein nicht zu unterschätzendes Motiv. Aber, so müssen wir fragen, können wir es zulassen, daß junge Menschen sich einem falschen Heldenentum verschreiben und mit falschen Vorbildern identifizieren, weil Ihnen die Bereiche, in denen sie auch heute noch Mut, Ausdauer, Opferbereitschaft und Pioniergeist entwickeln können und sogar müssen, nicht in der richtigen Form aufgezeigt werden?

Was hier gemeint ist, verdeutlicht ein Zitat aus einer Rede, die der Vorsitzende

der SPD-Bundestagsfraktion Fritz Erler auf einem öffentlichen Jugendkongreß seiner Partei im März vergangenen Jahres in Godesberg hielt. Auf die rhetorische Frage „Aber ist unsere Zeit wirklich so langweilig?“ antwortete er wörtlich: „Gewiß, das große Abenteuer ist nicht mehr der blutige Kampf Mann gegen Mann (Anmerkung des Verfassers: siehe Bond-Filme) wie in früheren Geschichtsepochen. Die modernen Massenvernichtungsmittel haben die Entfesselung eines solchen Abenteuers, das schon immer schmerzlich und verderblich war, mit dem Risiko der selbstmörderischen Zerstörung der Menschheit behaftet. Ist aber dafür nicht der Kampf gegen Hunger und Seuchen, gegen Unwissenheit und Knechtschaft des Schweißes der Edlen wert? Lohnt es sich nicht, eine Gesellschaft zu schaffen, in der es keine vererbaren Privilegien gibt, in der Aufstieg nur von Begabung und Leistung abhängt? In der Freiheit, Ge-

rechtigkeit und Solidarität untrennbar verbunden sind? In der gute Begabung nicht nur dem persönlichen Fortkommen dient, sondern auch dem Gemeinwohl? In der Menschen heranwachsen, gesund an Geist und Körper, gefeit gegen vermeidbare Unbill und gegen unkritische Verführbarkeit? In der neue Horizonte des Wissens und Könnens erschlossen werden, nicht für den Mißbrauch im Ringen um die Macht, sondern für ein menschenwürdiges Leben aller, die ein Menschenantlitz tragen? In der auch zwischen den Nationen die Regeln der Zivilisation gelten sollen wie in unseren Staaten im Innern? **In der an die Stelle des Faustrechts der Respekt vor Gesetz und Vertrag tritt und deren Durchsetzung durch Gericht und Polizei, in der mit einem Wort an die Stelle des Rechtes der Macht die Macht des Rechts tritt. Es muß und es wird uns gelingen, den Schwung und die Phantasie unserer heranwachsenden Generation zu beflügeln, alle ihre Fähigkeiten zu entwickeln, alle guten Gaben der Menschen und dieses Erdballs zu nutzen, um eine menschliche Ordnung zu schaffen, die frei ist von Not und Furcht, von Unterdrückung und Krieg!**“

Das Zitat wurde in dieser Ausführlichkeit gebracht, weil es ein Bild von einer zukünftigen menschlichen Gesellschaft zeichnet, in der Typen wie James Bond völlig überflüssig und bedeutungslos sind. Es liegt weitgehend an der jungen Generation, ob aus dieser Vision eines Tages Realität wird. Wir würden einen großen Schritt nach vorne tun, wenn man z. B. mit dem gleichen Einfallsreichtum und dem gleichen personellen, technischen und finanziellen Einsatz, mit dem man die Bond-Filme produzierte, versuchen würde, junge Menschen für diese großen Ziele zu gewinnen. Warum ist das eigentlich nicht möglich?

Christian Götz



Manfred Wöhlcke (Mitte) bei seiner liebsten Beschäftigung

Foto: Armin Schmidt

Leutnant war er einst...

„Er ist ein guter Leutnant, aber ein schlechter Soldat“, so schrieb ihm der Kommandant in die „Führung“. In der Tat, Manfred Wöhlcke verstand das militärische Handwerk, doch er dachte nicht „soldatisch“. Er sah keinen Sinn in der Sache – und je länger er diente, um so weniger. Er hatte als „freiwillig länger Dienender“ einen recht aufschlußreichen zweijährigen Wehrdienst bei der Marine abgeleistet und war mit dem Dienstgrad „Leutnant zur See“ entlassen worden. Es folgten noch nachdenklicher stimmende Pflichtwehrlübungen. Die letzte beim Schnellbootgeschwader Kiel (im September 1965) hatte ihm dann gereicht. Er hatte die Augen aufgemacht, zu viel gesehen und zu gründlich darüber nachgedacht. Daher – und nicht aus vorgefaßter Abneigung – hatte er die Einsicht gewonnen: Was hier geschieht, kann ich für meine Person nicht vertreten und nicht verantworten. Schon gar nicht als Offizier. „Ich konnte mich durch unmittelbare Erfahrung überzeugen“, schrieb der von tiefer Gewissensnot bewogene Marineleutnant und Soziologiestudent an sein Kreiswehrratsamt. „Deshalb stelle ich einen Antrag auf Wehrdienstverweigerung, obwohl ich meinen Wehrdienst bereits abgeleistet habe.“

Leutnant Wöhlcke hatte sich, hin und her grübelnd, immer tiefer verstrickt gefunden in eine moralisch-logische Wirrnis, die seine Kameraden von der Offiziers-Crew allerdings wenig behelligte. Die waren wohlgemut bei den Bazooka-, Mörser-, Landminen- und Torpedoübungen – ständig „auf Deck“ sozusagen. Bei ihnen herrschte geistig „Klarschiff“. Sie lachten viel und tranken gern und flirteten fröhlich mit der jeweiligen Seemannsbraut, dem „Nautischen Dreieck an Land“. Sie machten sich wenig Gedanken, hatten keine Skrupel. Der Offiziersberuf war ihnen eine „feine Sache“, ein „gutbezahlter Job“, war „sportlich“ und außerdem

„aus Traditionsgründen“ selbstverständlich.

Als Wöhlcke in seiner Crew abfällig über seinen Minister von Hassel sprach, Sympathien für SPD-Ansichten bekundete, wurde er von manchen CDU- und allen strammen NPD-Kameraden geschnitten. Sie waren „maßlos enttäuscht“. („So einer muß ausgerechnet in unserer Crew aufkreuzen!“)

Hatten sie ihn erst „bloß für einen Spinner“ gehalten, wurde er nun zum schwarzen, vielmehr „roten“ Schaf der Crew – die Unentwegten sagten schlicht „vaterlandsloses Schwein“. Wöhlcke: „Menschen mit einem gesunden, freien Urteilsvermögen habe ich im Verlaufe meines Wehrdienstes nur als Ausnahme angetroffen“ und „Anfangs hatte ich noch gehofft, daß mir die Offizierszeit und der Umgang mit höheren Dienstgraden erfreulichere Einblicke geben würde. Dieser Glaube erwies sich als falsch.“

Niemand vermochte ihm eine befriedigende, von Schwulst und Phrasen freie Antwort zu geben, wenn er fragte:

„Warum bist du Soldat?“

Als ich dem wehrdienstverweigernden Leutnant in seiner tiefgelegenen, bücherreichen Studentenbude gegenüber sitze, wird mir deutlich, warum sein traditionsgebundener Vater, seine konservativen Vorgesetzten und Kameraden sich so „maßlos“ enttäuscht fühlten.

Leben und leben lassen!

Der ostpreußische Offizierssprößling („Die Söhne gehen zum Militär“) ist von einem grauenhaften Kindheitserlebnis vorgeprägt – aus den letzten Kriegstagen von Berlin: Vor seinen Augen wurde ihm die Mutter erschossen; das taten Rotarmisten im Siegesrausch. Der Prüfungsausschuß, der ihn als Wehrdienstverweigerer anerkannte, mußte bestätigen, daß seine heutige Ansicht durch „logische Überlegung“ heranreifte. Er drückt sie ebenso einfach wie überzeugend aus:

„Leben und leben lassen!“

Das alte Wort erhält bei ihm einen völlig neuen, sehr einleuchtenden Sinn.

Die Mutter war tot, der Vater vorerst verschollen. So kam der kleine Junge zu Angehörigen nach Brasilien. Wie er meinte, „in eine bessere Welt“, und er wollte sich auch „den Wind um die Ohren wehen lassen“. Er fand viel Wind, aber keine gute Welt. Seine Adoptiveltern waren Besitzer einer Kaffeefarm. Sie waren liebevoll zu ihm, aber tief im feudalen Kastengeist der weißen „Herrenschicht“ befangen.

„Ich habe in Südamerika mit eigenen Augen gesehen“, schildert mir Wöhlcke, „wie diese winzige parasitäre Oberschicht – eng verfilzt mit kapitalkräftigen USA-companies – auf Kosten der arbeitenden farbigen Bevölkerung lebt. Die soziale Kluft ist riesengroß. Das muß zu Explosionen führen.“

Und dann kommen USA-Truppen im Namen der Freiheit. Ob in Kuba, Haiti, San Domingo oder jetzt in Vietnam – es ist immer dasselbe und bestimmt nicht besser als das, was russische Truppen in Ungarn angerichtet haben.

Mich schaudert bei dem Gedanken, was ich heute als amerikanischer Soldat in Vietnam machen müßte. Und ich weigere mich, eines Tages dasselbe als deutscher Soldat in Deutschland zu tun, im sogenannten Verteidigungsfall. Ich will das nicht.“

Was ihn so entsetzt, ist das „rein technische Abc-Denken der Militär-Spezialisten“. Kaltschnäuzig sprechen die „Experten“ von „Mega-Toten“ und „Mega-Tonnen“, ohne sich den grauenvollen Inhalt dieser Begriffe auszumalen.

„Für mich ist das etwas sehr Fieses.“ Stehen hier nicht Wissen und Moral im umgekehrten Verhältnis zueinander?

„Der Soldat gibt sich blanko einem anonymen Regime von Experten in die Hand, die wohl wissen und doch nicht wissen wollen, was sie tun. Ich traue ihnen geistig und moralisch kein richtiges Urteil zu.“

Wem haben diese Nur-Fachleute nicht schon gedient?“

Was ist nicht auf Manfred Wöhlcke eingestürzt, was alles zusammengestürzt. Sein Vater war Nazi, seine Mutter erzog ihn evangelisch, seine Adoptiveltern katholisch. Seine Muttersprache war deutsch, seine Jugendsprache portugiesisch. In die Heimat zurückgekehrt, hörte er viel von Demokratie.

„Ich lernte zum zweitenmal Deutsch.“

Das selbständige Denken hatte er mittlerweile schon raus. In der Crew aber hörte er „genau den alten Senf“, all den militärischen Schwulst von „Ehre, Treue, Kameradschaft und Gemeinschaft“.

Die wehrfreudige, simple Fibellogik der Bundeswehrschriften, des Bundeswehrunterrichts stießen ihn ab. „Ich konnte mich da auch nicht sachlich unterhalten. Immer hieß es gleich, ‚Warum gehst du nicht in die Zone?‘ Als wenn mir deren Barras lieber gewesen wäre...“

Der Soziologiestudent arbeitet an einer Dissertation über brasilianische Negersektoren. Aber er ist auch in der europäischen Geschichte zu Hause. Ich werde sehr nachdenklich, als er fragt – mehr zu sich selbst gesprochen als zu mir:

„Heute lächeln wir etwas über die Husitenkriege und fassen uns an den Kopf, wofür vor 500 Jahren Menschen gefallen sind. In weiteren 500 Jahren wird man über uns lächeln.“

Einem Menschen begegnet

Am Abend sitzen wir hoch oben auf der Nürnberger Burg in einem gemütlichen Studentengartenlokal. Irgendwoher ertönt Schlagermusik:

„Leutnant warst du einst bei den Husaren...“

„Von wegen jung und glücklich“, sagt Manfred Wöhlcke. „Ein Gang auf jeden Soldatenfriedhof zeigt uns, wie überaus sinnvoll und zweckentsprechend der mythologisierte Massenmord ist. Wie sollte ich es verantworten, mir unterstellte Soldaten und wehrlose Zivilisten um taktischer Ziele willen zu verheizen? Am Ende wäre die Erde ein einziger Soldatenfriedhof.“

Der Leutnant hat auf alle materiellen Vorteile verzichtet, die sich aus seiner Stellung als Reserveoffizier ergeben.

Ich war nach Nürnberg gefahren, um, wie ich meinte, einen interessanten jungen Offizier kennenzulernen. Ich bin einem Menschen begegnet.

Heinz Brandt

Willy Brandt hielt die Festrede

Hundert Jahre alt zu werden ist keine alltägliche Sache. Auch nicht für eine Organisation wie die Gewerkschaft. Kein Wunder, daß man sich deshalb nach Kräften bemüht hat, der Hundert-Jahr-Feier der Industriegewerkschaft Druck und Papier ein feierliches Gepräge zu geben. Zwei Veranstaltungen standen dabei im Mittelpunkt. Die eine war die feierliche Einweihung eines modernen Schulungs- und Erholungsheimes in Springen im Taunus, und die andere war ein Festakt in der Frankfurter Paulskirche, bei dem kein Geringerer als Willy Brandt die Festrede hielt. Jener Willy Brandt, der nicht nur Vorsitzender der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands und Regierender Bürgermeister von Berlin ist, sondern so ganz nebenbei auch noch Mitglied der IG Druck und Papier. Woraus er übrigens nie ein Hehl gemacht hat.

Hundert Jahre Gewerkschaftsbewegung – das ist ein langer Weg, markiert durch Erfolge und Niederlagen, durch große Taten und folgenschwere Fehler, durch persönlichen Einsatz und unbeschreibliche Opfer. Hundert Jahre, das ist ein Zeitraum, der weit über ein Menschenalter hinausgeht, und die Festredner hatten es nicht leicht, auch nur die wichtigsten Ereignisse dieser Epoche in ihren Rückblick aufzunehmen. Wenn man heute, im Zeitalter der rasanten technischen Entwicklungen, zurückblickt auf die Anfänge der Gewerkschaftsbewegung, dann muß man in der Tat eine ganze Menge Phantasie entwickeln, um sich auch nur annähernd ein Bild von den damaligen Verhältnissen machen zu können.

Obwohl die Erfindung der Buchdruckerkunst durch Gutenberg bereits vierhundert Jahre alt war, hatten sich die Berufe des grafischen Gewerbes bis zur Mitte des vergangenen Jahrhunderts kaum verändert. Die Schriftsetzer standen tagelang am Kasten und reiheten mühselig Buchstabe um Buchstabe aneinander, Zeile um Zeile füllte den Winkelhaken, in der Fachsprache Löffel genannt. Blei, Staub, Petroleumfunzeln, Kachelöfen – und nicht zuletzt die obligaten Spucknäpfe, das waren die Requisiten ihres beruflichen Alltags. Es war ein hartes und langes Arbeitsleben, ohne 40-Stunden-Woche, ohne freien Samstag, mit einer kargen Entlohnung, von Urlaub ganz zu schweigen.

Bei den Druckern hatte die erste Technik bereits ihren Einzug gehalten. Sie arbeiteten zum Teil schon an Schnellpressen. In Großbetrieben wurden diese Maschinen über Transmissionen angetrieben, aber in den kleinen und mittleren „Buden“ bedienten sich noch viele Jahre danach der billigeren menschlichen Antriebskraft. Gewiß, für die damalige Zeit war auch das schon technischer Fortschritt – aber welch eine Schinderei! Interessant ist, daß das graphische Gewerbe zu den ersten gehörte, die darangingen, die Dampfkraft für ihre Produktion auszunutzen. „Dampfbuchdruckereien“ und „Dampfbuchbindereien“ nannten sich diese Firmen mit unverkennbarem Stolz, in denen Großmutter ehrwürdige „Gartenlaube“ gedruckt wurde. Schon 1834 rauchte in Sachsen der Schornstein der ersten Dampfbuchdruckerei, und für 1882 verzeichnete die Reichsstatistik in der polygraphischen Industrie fast 700 Hauptbetriebe mit Dampfmaschinen. Eine eindrucksvolle Zahl, wenn man bedenkt, daß nur im Bergbau zu dieser Zeit mehr Dampfmaschinen in Betrieb waren.

Doch dieser technische Fortschritt hatte auch seine Schattenseiten. Aus überlieferten Schilderungen wissen wir, daß die Arbeitsräume rauchig und finster waren, daß die Arbeits- und Lebens-

bedingungen für heutige Begriffe menschenunwürdig waren. So schrieb ein englischer Buchdruckerhilfe über seinen Betrieb, in dem immerhin die Protokolle des Parlaments gedruckt wurden, folgende Schilderung: „Das Haus, in dem ich Arbeit fand, trug den Stempel von Alter und Schmutz. Ursprünglich war es ein kleiner Betrieb gewesen, der dann die Nachbarn verdrängt und sich in den umliegenden alten Gebäuden ausgebreitet hatte. Es war jetzt ein großes Unternehmen. Von Zeit zu Zeit mußten die alten Gebäude mit Balken abgestützt werden, weil die Dielen das riesige Gewicht des Letternmetalls nicht halten konnten. Selbst der älteste Kollege konnte sich nicht entsinnen, daß je ein Penny für die Reinigung ausgegeben worden wäre. Die Decken und Wände waren schwarz wie Drucker- und Kerzenruß zweier oder dreier Generationen. Die Fenster waren mit zolldicken Lagen aus Packpapier und Kleister geflickt. Nach einer durcharbeiteten Nacht schaute der neblige Morgen in die erhitzte und verräucherte Bude. Der Schweiß rann von jedem Gesicht. Das ganze Innere des Gebäudes war eine Sauna aus ranzigem Dampf.“

Wie gesagt, von den Verhältnissen damals zur modernen Rotationsdruckerei von heute führt ein langer, ein mühseliger Weg. Ein Weg, der vor allem für die Gewerkschaft und ihre Mitglieder gepflastert war mit Entbehrungen und Opfern, mit Niederlagen und Enttäuschungen. Ein Weg, auf dem es aber auch erfolgreiche Stationen gab. Ein Beispiel dafür ist der erste zentrale Tarifvertrag, der überhaupt in Deutschland abgeschlossen wurde, nämlich im Jahre 1873 von den Buchdruckern. Auch heute, nach den ersten hundert Jahren der Organisation, stehen die Anstrengungen um verbesserte Arbeits- und Lebensbedingungen für ihre Mitglieder im Mittelpunkt der gewerkschaftlichen Aufgaben. Als die Bucharbeiter vor hundert Jahren darangingen, sich zu organisieren und für die Verbesserung der sozialen Verhältnisse zu kämpfen, da galt dies als revolutionär und gefährlich. Ihre Bewegung stieß auf den unerbittlichen Widerstand der Unternehmer und der mit ihr eng verbundenen Regierung. Trotzdem konnte im Laufe der Jahrzehnte durch unermüden Einsatz und durch vorbildliche Solidarität so manches gesteckte Ziel erreicht werden,

das einst als Utopie galt.

Das soll freilich nicht besagen, daß die Aufgaben heute etwa geringfügiger geworden wären. Nein, sie sind nur anders geworden, vielfältiger, komplizierter und gewiß nicht einfacher. Neben den rein sozialpolitischen Zielen geht es heute unter anderem darum, die Auswirkungen der zweiten industriellen Revolution zu erkennen und zu lenken. Und darum, die jungen Mitglieder durch gewerkschaftliche Schulungsmaßnahmen vorzubereiten auf ihre staatsbürgerlichen Aufgaben. Und darum, wachsam zu sein gegenüber allen Feinden der Demokratie. Mit einem Satz: Der Aufgaben sind noch viele, und das Ziel ist noch lange nicht erreicht.

Man kann dem Jubilar, das heißt der Industriegewerkschaft Druck und Papier mit ihren annähernd 150000 Mitgliedern, nichts Besseres wünschen, als daß wenigstens ein Teil all der guten Wünsche, die in den feierlichen Reden überbracht wurden, in nächster Zeit in Erfüllung gehen. Dann braucht man um die weiteren Erfolge dieser Gewerkschaft nicht besorgt zu sein!

Willi Baumann

Wie Textilarbeiter vor 75 Jahren lebten

Man schrieb das Jahr 1891. Im Vereinsgarten des Städtchens Pößneck in Thüringen trafen sich 78 Textilarbeiter aus allen Teilen Deutschlands, darunter auch fünf Frauen. Sie waren zum „Ersten deutschen Textilarbeiter- und -arbeiterinnen-Kongreß“ zusammengekommen. Nach dreitägigen Beratungen und teilweise erregten Diskussionen faßten sie den historischen Beschluß, „einen Zentralverband zu gründen“. Das war die Geburtsstunde des „Deutschen Textilarbeiter-Verbands“, der bedeutendsten unter den zahlreichen Vorgängerorganisationen der heutigen Gewerkschaft Textil-Bekleidung.

Die Zusammenkunft von Pößneck wurde von einem Teilnehmer als „Kongreß des Hungers und des Elends“ bezeichnet. Nur mit Erschütterung kann man heute die zahlreichen Situationsberichte nachlesen, die damals von den Delegierten über die Verhältnisse der Textilarbeiter in den einzelnen Landesteilen gegeben wurden.

Aus Berlin berichtete Richard Kurtze über die bedauernde Situation der dortigen Hausweber: „Der durchschnittliche wöchentliche Verdienst beträgt bei einem selbstständigen Weber 15 Mark, beim Gesellen höchstens 10 Mark... Vier Monate im Jahre keine Arbeit, die andere Zeit ausgenutzt bis aufs Nöckste; um die Schulden wieder einigermaßen glattzumachen, wird dann 16-18 Stunden täglich gearbeitet. Frau und Kinder sind unausgesetzlich tätig, da für Nebenarbeiten kein

Lohn bezahlt wird... Einen Anzug, um sich noch unter Leuten zu bewegen, besitzt die größte Zahl der Berliner Hausweber nicht mehr.“

Wenn es schon in Berlin solche Zustände gab, wie mochte es dann erst in den ländlichen Gebieten von Sachsen und Böhmen ausgesehen haben! Darüber berichtete ein Delegierter aus dem böhmischen Erzgebirge: „Die Löhne betragen im Durchschnitt bei den Webern 7 Mark (wöchentlich), bei den Färbern 8 Mark, bei den Wirkern 7 Mark... Die Arbeitszeit ist ohne Grenzen, sie dehnt sich bis auf den Sonntag aus... Die Handspuler erzielen einen täglichen Lohn von 35 bis 40 Pfennig. Hierbei existiert das erbärmliche System, daß man die Auszahlung dieser Hungerlöhne erst in 8 bis 10 Wochen vornimmt, mitunter dauert es auch ein volles Vierteljahr.“

Aus Bernau bei Berlin wurde berichtet, daß sich dort der Hungertypus breitmacht und die gewerkschaftliche Organisation dadurch erschwert wird, daß kein Lokal für gewerkschaftliche Versammlungen zu bekommen ist. Überhaupt wurde den Gewerkschaften das Leben recht sauer gemacht, denn die Arbeitgeber hatten ihre „schwarzen Listen“. Wie das funktionierte, berichtete in Pößneck Heinrich Rodes aus Luckenwalde: „Geradezu herzlos und brutal ist es, wie mit mißliebigen Arbeitern verfahren wird, da bei Strafe kein Arbeitgeber, welcher Mitglied des Fabrikantenvereins

ist, einen Arbeiter einstellen darf, bevor nicht brieflich bei dem früheren Arbeitgeber angefragt und letzterer eine zusage Antwort erteilt hat. Viele Wochen muß manchmal so ein armer Familienvater, der sich durch eine geringfügige Sache das Mißfallen so eines Geldprotzen zugezogen hat, nach Arbeit umherirren, nicht wissend, wie er sich und den Seinigen den Hunger stillen soll.“

War die Entlohnung von – nimmt man alle Berichte zusammen – durchschnittlich 10 Mark pro Woche schon miserabel genug, so wurden dann nicht selten noch Strafgebühren abgezogen. Aus Lamprecht berichtete beispielsweise Jakob Streb: „In einigen Fabriken werden für Schußbrüche 20-150 Pfennig abgezogen... Je größer die Geschäfte, desto strenger die Hausordnung, welche in einigen Geschäften sich fast bis ins Unerträgliche steigert und mit Strafen verbunden ist, welche in gar keinem Verhältnis zu den Löhnen stehen.“

So sah es in der deutschen Textilindustrie vor 75 Jahren aus. Diese Zustände zu ändern, die Arbeiter in ihrem Kampf um bessere Lebensbedingungen zu unterstützen und einen Damm gegen ihre hemmungslose Ausbeutung aufzurichten, war das Ziel des neugegründeten Zentralverbands, dessen 75jähriges Jubiläum die Gewerkschaft Textil-Bekleidung in diesen Tagen feierte.

Schüler kommen aus vielen Ländern

Die Gewerkschaft Textil-Bekleidung regte es an: Eine DGB-Schule für Bekleidungstechniker

Wer was weiß und wer was kann, der kommt voran. Das gilt – im großen und ganzen – seit uralten Zeiten. Heute aber, in einer Epoche ständiger wirtschaftlicher und technischer Wandlungen, bieten mehr denn je fundiertes Wissen und fortwährendes Weiterlernen eine Gewähr dafür, daß der einzelne Schritt hält mit der Entwicklung, daß er vorankommt im Beruf, daß er um seinen Arbeitsplatz nicht zu bangen braucht. Mit der Lehre allein ist es nicht mehr getan. Den Ausgelernten im wortwörtlichen Sinne gibt es nicht mehr. Das Lernen wird – wie es in einem gängigen Schlagwort sehr richtig heißt – zur lebenslangen Aufgabe.

Auch in der Bekleidungsindustrie sind die Zeiten des „Schneider Wibbel“, der mit gekreuzten Beinen auf dem Tische saß, unwiederbringlich dahin. Jetzt hat der gelernte Schneider die Chance, aufzusteigen zum Bekleidungstechniker. Ein neuer Beruf, der neue Ausbildungsformen erzwingt. Im Berufsbildungswerk des Deutschen Gewerkschaftsbundes hat man dem Rechnung getragen. Auf Initiative der Gewerkschaft Textil-Bekleidung hin gegründet, startete am 4. Januar 1965 die Fachschule für Bekleidungstechniker im Berufsbildungswerk des DGB ihren Lehrbetrieb in einer ausgedienten Volksschule in Goldbach bei Aschaffenburg. Klein, klein fing es an: mit 18 Schülern. Aber bereits ein halbes Jahr später erwies sich das Provisorium in Goldbach als zu klein, es mußte umgesiedelt werden nach Aschaffenburg. Und heute zählt die Schule bereits nahezu 250 Schüler. Dieser Erfolg hat Gründe, gute Gründe sogar.

Der unterfränkische Raum um Aschaffenburg ist bekannt für seine Bekleidungsindustrie. Mehr als ein Drittel der Arbeitnehmer dort arbeiten in den rund 500 Kleiderfabriken, die in diesem Gebiet ansässig sind. Kein Wunder also, daß gerade in Aschaffenburg die Schule etabliert wurde und daß sie sich ständig zunehmender Nachfrage erfreut. Außerdem hat es sich bereits herumgesprochen, daß die Absolventen, die frischgebackenen Bekleidungstechniker, eine Menge gelernt haben. Die Studierenden des ersten Studienganges, die Mitte 1966 ihre Abschlußprüfung bestanden, gingen denn auch weg wie warme Semmeln. Der 33jährige Reinhard Neuber schoß dabei den Vogel ab. Schon vor bestandener Prüfung hatte er weit über dreißig Stellenangebote vorliegen.

Inzwischen ergab sich die Notwendigkeit, die Bekleidungstechnikerschule in Aschaffenburg weiter auszubauen. Was mit 18 Schülern der „ersten Stunde“ begann, weitete sich bis jetzt aus auf rund 250 Schüler. Ausgebildet wird zur Zeit in Tageslehrgängen von zwei Semestern Dauer zum Bekleidungskaufmann, in drei Semestern zum Bekleidungstechniker und in vier Semestern zur Direktrice für Entwurf, Zuschnitt oder Fertigung. Überdies liefern in diesem Herbst Abendlehrgänge an, in denen in vier Semestern zum Bekleidungskaufmann und in sechs Semestern zum Bekleidungstechniker ausgebildet wird. Übrigens ist auch die finanzielle Belastung für den Studierenden nicht gar so arg. Die Lehrgänge sind allesamt als förderungswürdig anerkannt. So bezahlt denn das Arbeitsamt bei den Abendkursen einen Teil der Schulgebühren und das Fahrgeld. Bei den Tageskursen erhalten die Teilnehmer, da sie für die Dauer des Lehrganges ja nichts verdienen können, Zuschüsse zum Lebensunterhalt der Familie und ein Darlehen. Wer Mitglied der Gewerkschaft Textil-Bekleidung ist, hat es noch leichter,



Foto: Weusthoff

denn seine Gewerkschaft gewährt ihm ein zusätzliches Stipendium. Voraussetzung für die Zulassung zum Studium an der Schule für Bekleidungstechniker sind eine abgeschlossene Lehre und zusätzlich zwei Jahre Betriebspraxis. Eine Aufnahmeprüfung findet nicht statt. Der Lehrplan entspricht den hohen Anforderungen, die in einer zunehmend rationalisierten Bekleidungsindustrie an die Techniker gestellt werden müssen. So rangiert denn auch unter den Lehrfächern die Datenverarbeitung (Einführung in das Lochkartenwesen, Ausbildung im Tabellieren und Programmieren) gleichwertig neben der Arbeits- und Betriebswirtschaftslehre sowie dem speziellen Fachwissen. In einer strengen Abschlußprüfung hat der Studierende dann zu beweisen, daß seine Kenntnisse und Fertigkeiten dem Ausbildungsziel der Schule entsprechen. Mit bestandenen Examen qualifiziert er sich für eine mittlere Führungsposition in der Bekleidungsindustrie. Ein Techniker rangiert da zwischen dem Facharbeiter und dem Ingenieur.

Der gute Ruf, den sich die DGB-Schule für Bekleidungstechniker in der kurzen Zeit ihres Bestehens bereits erworben hat, drückt sich nicht nur darin aus, daß aus allen Himmelsrichtungen Schüler angereist kommen – so z. B. aus den USA, aus Indonesien, aus Afrika, Italien, Österreich und Spanien –, sondern auch darin, daß diese Gewerkschaftsschule von den deutschen Unternehmern der Bekleidungsindustrie nicht bloß akzeptiert, sondern sehr lobend anerkannt wird. So wollen eine ganze Reihe von Unternehmen dem Beispiel der Firma Weidenmann in Aschaffenburg folgen und künftig ihren Nachwuchs an mittleren Führungskräften in Zusammenarbeit mit der Bekleidungstechnikerschule selbst heranbilden.

Im Kuratorium der Schule sitzen denn auch neben Vertretern der öffentlichen Hand die Gewerkschaften und der Arbeitgeber recht einträchtig beieinander. Das gemeinsame Interesse an einer fundierten und praxisnahen Unterrichtung der Studierenden wird zudem dadurch unterstrichen, daß Industrie und Gewerk-

schaften eine ganze Reihe der Dozenten dieser modernen Schule stellen. In Aschaffenburg zeigt es sich wieder einmal sehr deutlich, daß der Deutsche Gewerkschaftsbund es nicht damit bewenden läßt, in Resolutionen den Ausbildungsnotstand in der Bundesrepublik zu beklagen. Wo immer es ihm möglich ist, hilft er tatkräftig mit, diesen Notstand zu mildern, gibt er selbst ein Beispiel zukunftsorientierter Berufsausbildung und Berufsbildung. Wie dringend erforderlich im unterfränkischen Raum eine solche Bekleidungstechnikerschule war, zeigt sich daran, daß die Schule schon wieder aus den Nähten zu platzen droht. Ihr Leiter, Wilhelm Most, gibt unumwunden zu, daß selbst er mit einer so stürmischen Aufwärtsentwicklung der Bekleidungstechnikerschule nicht gerechnet habe. Aber: „Der Bildungshunger ist geradezu verblüffend.“ In der Tat, aber man muß ihm auch eine Chance geben. In Aschaffenburg ist das geschehen. Das Beispiel sollte Schule machen.

Gunther Heyder

Über Deutschland gibt es mehr als genug Bücher, teure und billige, konventionelle und pathetische. Doch originelle sind so selten wie Pazifisten in der Bonner Ermekeil-Kaserne. Um so erfreulicher ist die Chronistenpflicht, ein Buch anzuzeigen, zu dem ein Deutscher den Text und ein Engländer Zeichnungen und Karikaturen beisteuerte, Heinz Huber und Ronald Searle.

Beginnen wir beim Text. Der durch seine Fernsehsendereihe über das Dritte Reich bekanntgewordene Heinz Huber gräbt im Schatz seiner Jugenderinnerungen. Das Haus seiner Großeltern steht als Symbol für jene Schicht wackerer Bürger, die in den letzten Jahrzehnten von den Ereignissen überrollt wurde. Es ist ein sehr exaktes Porträt der bieder-harmlosen Provinz, mit Geranien vor dem Denkmal mittelalterlicher Ostlandreiter, so redlich und harmlos. Aber nicht zufällig kamen die braunen Häuptlinge aus dieser Provinz.

Huber legt vorsichtig, ohne jemandem weh zu tun, das Innenleben der Deutschen bloß. Seine Reise in das deutsche Kindergemüt erwachsener Gartenzwerge ist aber auch eine politische Bilanz, in der alle Soll- und Habenposten enthalten sind. Weimar ist nicht nennbar ohne Buchenwald, das Baltikum als deutscher Siedlungsraum nicht zu nennen, ohne die Massenmorde von Kowno durch deutsche Einsatzgruppen. Das Idyll, dem sich Huber scheinbar verschrieben hat, ist zugleich ein Blick in den Abgrund der deutschen Seele. Im Stubenhocker und seiner Studierstube, in der die dünne Luft der Ideen eingatmet wird und im ewigen Abenteurer, der als Scholar, Kreuzritter, Landsknecht und Fremdenlegionär durch die Welt geistert, sieht er den typischen Deutschen.

Huber sucht diesen Deutschen, gespalten durch zwei Seelen in der Brust. So erscheint ihm der Kyffhäuser als der wahre deutsche Mythos. Hier spukt die Idee vom stolzen Reich, das einst ein großer Mann wiederbegründen wird. Ist dieser Traum wirklich ausgeträumt? Huber entdeckt das Gesellschaftliche im Privaten und setzt sich mit den Requisiten aus der deutschen Seelenkammer auseinander, die mit wenigen Handgriffen in eine Folterkammer verwandelt werden kann. Da ist das sogenannte gute Zimmer, reserviert für den Besuch, der nie kommt, da ist der dem kritischen Denkvermögen entzogene Begriff Dienst und Pflicht; Stadtmauer und Schrebergärten erscheinen als Ausdruck deutscher Mentalität. Huber endet mit einer Gegenüberstellung des alten und des neuen Deutschland, dem sparsamen Preußen und der protzigen Bundesrepublik, die ebenso gesichtslos ist wie der Bundesdeutsche selbst, gepreßt wie aus Plastik. Hubers Versuch eines geistigen Porträts der Deutschen am Beispiel ihrer privaten Lebensformen ist das mit Abstand Beste, was seit vielen Jahren zum Thema geschrieben wurde.

Seiner würdig sind die Karikaturen einer Deutschlandreise von Ronald Searle, deren Themen von „Pinschern“ vor dem Kasernentor bis zur Amitown Kaiserslautern reicht. Idyllen zwischen Hofbräuhaus, Schwarzwald, Odenwaldnestern wechseln mit boshaften Karikaturen. Der Stuttgarter Bürger mit Mercedesstern im Gesicht, die Kreuzung eines Unternehmers mit dem deutschen Adler und Geldscheinen in den Krallen, ein Wildschwein in Jägeruniform, das den Schwarzwald repräsentiert, das sind einige der vielen zeichnerischen Höhepunkte. Hier ersteht Deutschland unter dem Zeichenstift.

Der Kroat Miroslav Krleža gehört zu den fesselndsten europäischen Schriftstellern. In Deutschland gehört er vorläufig noch zu den unbekanntesten, obwohl sein Grazer Verleger sich seit einigen Jahren um die Verbreitung seines Werkes bemüht. Nach dem großen politischen Roman „Bankett in Blitwien“ und dem temperamentvollsten Zeugnis des Nonkonformismus „Ohne mich“, das inzwischen auch als Taschenbuch erschienen, werden uns nun die Erzählungen „Tausendundein Tod“ vorgestellt. Krleža ist 1893 geboren und trat nach 1918 als Redakteur verschiedener sozialrevolutionärer Zeitschriften hervor. Nach anfänglichen Einflüssen des Symbolismus und Expressionismus entwickelte er sich rasch zu einem Schriftsteller, dem es unabhängig von allen Zeitströmungen gelang, seine Themen mit einem exakten Realismus und zugleich aus einer kritischen essayistischen Distanz darzustellen. Was ihn beschäftigte, war das Unrecht der Habsburger Monarchie und das Leiden der seit Jahrhunderten unterdrückten Kroaten. Krleža beehrte auf gegen die korrupte Aristokratie, gegen die Stumpfsinnigkeit des Bürgertums und die Ahnungslosigkeit der ausgepowerten Bauern. Seine Erzählungen beeindruckten durch ihren Stimmungsgehalt. Da fegt der Föhn über eine traurige Provinzstadt, Nebel, Schmutz und Regen verfinstern einen Sonntagnachmittag so sehr, daß ein Mathematikprofessor aus dem Leben flieht. Auf die unglückselige politische Vergangenheit seines Landes bezieht sich das Schicksal eines Polizeiwachmeisters, dessen Hoff-

nung auf den Sohn für ihn ein schlimmes Ende nimmt. Der Gymnasiast wird wegen eines Attentates auf den vom Volk gehaßten ungarischen Gouverneur ins Zuchthaus gebracht. Das Freiheitsfeuer von 1848 flackert für Sekunden wieder auf. Doch das Ende des haltlos gewordenen Vaters ist ruhmloser als das Schicksal des Sohnes. Bei einem Aufstand wird er erschlagen wie ein Hund.

Der Begegnungen mit dem Tod sind gar viele. Ein junger Arzt sieht einen Jugendfreund wieder, ein gesuchter Revolutionär, den der marxistische Traum antreibt, die Herrschaft des Geldes über den Menschen zu beenden. Tod, Hunger, Folter sind sein Preis. In vielen Erzählungen dieses Bandes zeigt Krleža die Kämpfe der Linksparteien auf dem Balkan mit einer unerbittlichen Strenge, ohne sentimentale Korrektur. Der Tod triumphiert immer am Ende, und die Kunst Krležas zeigt sich vor allem darin, stets neue Varianten dieses Themas zu finden. Bestürzend ist die Erzählung „Die Grille unter dem Wasserfall“, zwischen Genie und Wahn dahintreibend und inmitten eines finsternen Pessimismus beschreibt er lebensbejahende Erinnerungen aus Paris. Krležas Röntgenblick für historische und private Situationen wirkt unter der üppig wuchernden Phantasie wie ein Vergrößerungsglas. Sein erzählerisches Temperament sprengt ebenso wie sein Hang zu geschichtsphilosophischer Analyse alle Vorstellungen von der Erzählform. Der Revolutionär Krleža hat die Revolution bis in die eigenen Texte vorangetrieben.

Die Sammlung von Gedichten und Chansons des Düsseldorfers Gerd Semmer wird sicherlich kaum bekannt werden, weil sie jenseits der deutschen Mauer verlegt wurden. Das Buch ist erstaunlich großzügig ausgestattet, großformatig auf bestem Papier, zweifarbig gedruckt, illustriert mit Collagen Dieter Süverkrüps, und es sollte ursprünglich auch gleichzeitig diesseits der Mauer erscheinen. Doch leider kam es nicht zum geplanten gesamtdeutschen Debüt. Schade. Denn Semmer ist kein lieblicher Schmunzler. Die meisten Gedichte verzichten auf glatte, gefällige Pointen, mit denen er oberflächliche Leser gewinnen könnte. Er verlangt vom Leser ebensoviel wie von sich selbst und zeigt die graue Kehrseite der vergoldeten Wohlstandsmedaille, genauer gesagt die Widersprüche zwischen beiden Ansichten. Atomtod, Streik, Konsum, Rationalisierung sind für Semmer angemessene Themen für das Zeitgedicht. Und die Begegnung mit einer zusammengeschrumpften Vergangenheit kann gleichzeitig auf zwei Gefühlsebenen erfolgen: Paderborn zu Weihnachten 1960 Zusammenstoß mit einer Vergangenheit, die man nicht liebt.

Man braucht Tage,
um Fassung zu gewinnen.
Das Ich ist empfindlich getroffen,
als wär's ein Stück von mir.
Schräge Sonne
durch Bäume ohne Kronen.
Im Rasen
ein steinernes Monument:
Bürger, schützt eure Anlagen!,
von Hunden verschissen.
Aber
eine große Vergangenheit.

Ist Semmer aber vielleicht doch – Empfindung hin, Empfindung her – ein verkappter Ideologe, der die Wirklichkeit mit eingelaufenem Bandmaß mißt? Diese Befürchtung kann widerlegt werden. Den „Reisegeossen“ ist folgende unmißverständliche Mahnung zugebracht:

Sie studieren Marx und Lenin,
wie sie das Kursbuch studieren,
und sie wundern sich,
daß die Anchluzüge zur Weltrevolution
einfach nicht kommen.

Wetten, daß dieses in Ostberlin gedruckte Gedicht unter SED-Genossen längst seine Runde gemacht hat? Was für Semmer einnimmt, ist die gelasene Diktion, das absichtslose Beiseitesprechen, der Verzicht auf Pathos. Ob es um Ladenmädchen geht, um ein Porträt „der Stadt von Ata, Imi und Persil“, um das Grabmal des unbekanntenen Beamten, den Suff-Song von den Schützenbrüdern oder seinen Plakatklebersong: Dicke Köpfe, große Geister kleben wir mit dünnem Kleister an die Wand, an die Wand. Gerd Semmer, dessen Chansons inzwischen längst auf Schallplatten ihre akustische Feuerprobe bestanden haben, ist ein reimender Jongleur, der sein garstig-politisches Lied anmutig lächelnd zu Gehör bringt, ein Nachfahre Brechts, der mit den Schwierigkeiten beim Verbreiten der Wahrheit vertraut ist.

Horst Hartmann

Besprochene Bücher:

Heinz Huber/Ronald Searle „Anatomie eines Adlers“, Desch-Verlag, München
Miroslav Krleža „Tausendundein Tod“, Stiasny-Verlag, Graz
Gerd Semmer „Widerworte“, Aufbau-Verlag, Berlin

Bei Tucho

Tucholskys Grab besucht. Vier Aufnahmen gemacht: Klick, klick, klick, klick. „Stell' dich mehr nach rechts, sonst kann man die Schrift aufm Grabstein nicht lesen.“ Klick. „Nimm die Pfeife ausm Mund, du has wohl Knall.“ Klick. „Könense nich mal, wir möchten doch alle zusamm'?“ Klick. „Mensch, setz dich nich auf die Blumen, man sieht doch nix mehr.“ Klick. Siehst du, Tucho, so bemühen wir uns redlich, deine Glossen heute noch zu bestätigen. „Leise spielte der Wind mit den abgeschabten Rockschößen der Pressevertreter, die da auf dem Rasen standen“: dein „Requiem“, 1923 geschrieben, ist so frisch wie vor dreiundvierzig Jahren. Da stehen wir nun, auf dem Rasen von Gripsholm, und machen uns vor dir lächerlich. Aber einen schönen Friedhof hast du dir ausgesucht, das muß ich sagen, immer frischen Wind vom Mälarsee, das Örtchen still und sauber und gleich in der Nähe eine feste Burg, die hat nicht jeder. Wenn deutsche Touristen kommen, so nimm sie hin; mit jedem ihrer Schritte zeigen sie dir, daß du noch lebendig bist; in Deutschland erscheinen jetzt deine Gesammelten Werke; aber das weißt du natürlich längst, der alte Rowohlts wird es dir erzählt haben; ihr werdet nebeneinander auf

einer Wolke sitzen, die Beine baumeln lassen und über die Druckfehler schimpfen; bedenke, daß du uns eine Unmenge bedruckten Papiers hinterlassen hast; glaub' bloß nicht, daß die Leute sich nach deinen Riesenschinken die Arme ausreißen; wenn man sie im Bette liest, kann man damit aus Versehen seine Geliebte erschlagen; darüber solltest du mal ein Gedicht machen, Claire könnte es vortragen; einige tausend Subskribenten hast du bisher, wenn du aber meinst, Herr Wendriner sei auch darunter, dann irrst du dich; wir müssen, um dich zu besitzen, tief in die Tasche greifen, doch tun wir dies gern, weil du in deinem neuen Anzug so gewichtig wirkst und so repräsentativ, daß dein geliebter Hamsun, dessen Seitensprünge du Gott sei Dank nicht mehr zu erleben brauchtest, förmlich von dir beschattet wird; Väterchen Rowohlts aber kannst du bestellen, daß wir ihm böse sind, weil er uns seine Memoiren vorenthalten hat; nur gut, daß es dort oben keinen Alkohol gibt, sonst kämen wir hier unten aus dem Gewitter nicht mehr heraus; da tutet der Dampfer, die Preußen, du weißt es, sind pünktlich, Tschüs Tucho, ich werd' den Wendriner von dir grüßen, vielleicht subskribiert er doch noch.

Werner Spanehl

Die Büchergilde Gutenberg legt auf den Weihnachtstisch

Heinrich Böll · 1947 bis 1951
438 Seiten, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 9,80 DM

Wenn man will, kann man die Jahreszahlen des Buchtitels symbolisch nehmen: 1947, als Böll zu schreiben anfang, konstituierte sich die Gruppe von Schriftstellern (Gruppe 47), zu der er 1951 zum erstenmal stieß. Er erschien auf deren Frühjahrstagung in Dürkheim, las seine Geschichte von den „schwarzen Schafen“ und wurde dafür ausgezeichnet mit dem Preis, den die Gruppe vergab. Die Geschichte von den schwarzen Schafen steht als letzte in dem vorliegenden Band – zusammen mit 25 anderen Geschichten und den beiden Kurzromanen „Der Zug war pünktlich“ und „Wo warst du Adam?“ Das bedeutet: Der Band enthält keine der üblichen Auswahlen, sondern das gesamte Frühwerk des Autors, alles, was Böll – noch beeindruckt vom Erlebnis des Krieges und seinen Folgen – zwischen 1947 und 1951 schrieb.

Es wird gesagt, unbezweifelbar und unberührt von allen Kontroversen um ihn sei Bölls Aufrichtigkeit. Das betrifft – kann man ergänzen – nicht nur das, was er erzählt, sondern auch die Art, wie er erzählt. Seine Sprache ist die Sprache des Mitmenschen. Er hat etwas mitzuteilen, und er teilt es ohne Umschweife mit. Man schlägt das Buch auf, gleich wo, ist durch den Ton und die Sache gefesselt, liest weiter. Dabei glaubt man den Erzähler zu hören – und man hat das Gefühl: Es redet „einer von uns“.

Thomas Mann · Lotte in Weimar
336 Seiten, Ganzleinen, 6,90 DM

Frau Hofrätin Witwe Charlotte Kestner geborene Buff, wohnhaft zu Hannover, reiste im Jahre 1816 in Gesellschaft ihrer Tochter auf kurze Zeit nach Weimar, vorgeblich um Verwandte zu besuchen, in Wirklichkeit, um eine gewisse Jugendbekanntschaft einmal flüchtig zu erneuern. An sich eine völlig belanglose Angelegenheit, wäre nicht diese alte Dame das Urbild der Lotte in den „Leiden des jungen Werthers“ und wäre nicht die gewisse Jugendbekanntschaft niemand anderer als ein gewisser Johann Wolfgang Goethe. Es ist typisch für Thomas Mann, die subtile Episode der Wiederbegegnung zweier Jugendfreunde, die inzwischen – passiv und aktiv – weltberühmt geworden sind, zum Thema eines Romans zu machen. Der Leser wird unweigerlich gefangengenommen von der meisterlichen Schilderung des Lebens der berühmten Personen.

Charles Chaplin
Die Geschichte meines Lebens
512 Seiten und 133 Fotos auf 80 Tafeln,
Ganzleinen mit Schutzumschlag,
12,80 DM.

Dies ist die Geschichte eines „kleinen Mannes“, der auszog, um andere das Lachen zu lehren. Dies ist die Geschichte vom Aufstieg eines unbekannteren jungen Mannes aus extremer Armut, der mit 27 Jahren bereits Millionär geworden war. Dies ist die Geschichte des kleinen schwarzen Rohrstocks, des Melonenhutes und der unförmig verbeulten Hose, die die Welt bezauberten. Die Geschichte eines einzigartigen, abenteuerlichen Lebens, die Geschichte des „einzigen Genius der Kinoleinwand“, wie G. B. Shaw sagte. „Gott sei Dank, daß es dich gibt! Dein Herzblut hat dein Hirn passiert – du fühlst mit dem Kopf und denkst mit dem Herzen! Du hast zwei linke Füße und das Herz auf dem rechten Fleck“, so begrüßte Kurt Tucholsky 1923 das Anlaufen der Chaplin-Groteske in Berlin.

Edgar Allan Poe · Erzählungen
2 Bände
880 Seiten und 83 ganzseitige Illustrationen von Alfred Kubin,
Ganzleinen mit Schutzumschlag,
29,80 DM.
Unter den schönsten deutschen Büchern 1965.

Es ist wohl nicht übertrieben, wenn man diese zweibändige Ausgabe als bibliophiles Ereignis bezeichnet. Poes phantastische Erzählungen haben bisher viele Illustratoren gefunden, aber kaum einer hat sie in dem Maße kongenial illustriert wie Alfred Kubin. Das mag an einer gewissen Übereinstimmung der beiderseitigen Mentalität liegen: Poe und Kubin waren Einzelgänger, tief in einer zeitlos romantischen Weltsicht verwurzelt, Visionäre, Magier, Nachtmenschen, seelische „Grenzer“.

Poe gilt heute (beschränkt man sich auf das Gebiet der Prosa) als einer der ersten Kurzgeschichtenerzähler, als Erfinder der Detektivgeschichte (der „Doppelmord in der Rue Morgue“ ist zum literarischen Prototyp für die analytische Aufklärung eines Verbrechens geworden), als Autor, der die Schauergeschichte zum literarischen Kunstwerk erhob (Beispiel: „Der Untergang des Hauses Usher“ oder „Der schwarze Kater“), als Vorläufer moderner Science-Fiction-Erzähler, als Verfasser immer wieder überraschender Abenteuer Geschichten.



Zeichnung von Gunter Böhmer zu Stendhal „Armance“

Oskar Maria Graf
Das Leben meiner Mutter
576 Seiten, Ganzleinen
mit Schutzumschlag, 12,80 DM

In „Das Leben meiner Mutter“ erzählt Oskar Maria Graf von Kindheit und Jugend; von Ehe, Alter und Sterben seiner eigenen Mutter, er beschreibt ihre Hoffnungen, ihre Enttäuschungen, das Aufwachsen ihrer Kinder, das Verhältnis zu ihrem Mann. Vor uns erhebt die Gestalt einer Frau, die trotz ihrer Fehler eine Persönlichkeit war. Aber nicht nur die Mutter, nicht nur die Familie Graf steht im Mittelpunkt des Buches, beschrieben wird auch die Geschichte des kleinen Dorfes Aufhausen, in dem sie lebte, seine Bauern, seine Wirte, seine Pfarrer, die Hoteliers am See, Viehhändler, Käuze. Die Weltgeschichte dringt herein: Ganz in der Nähe stirbt der bayerische König Ludwig seinen geheimnisvollen Tod, man urteilt über Bismarck und über den Kirchenkampf, der erste Weltkrieg bringt die Ordnung der Gemeinde durcheinander.

Seiner Mutter wohl hat Graf zu verdanken, daß er an seine Berufung zum Schriftsteller glaubte. Er hat ihr und vielen anderen Müttern in aller Welt in seinem Buch ein würdiges Denkmal gesetzt.

Bertolt Brecht · Hauspostille
192 Seiten mit 28 Radierungen
von Christoph Meckel, Ganzleinen
mit Schutzumschlag, 10,80 DM

Da ist er, der unverwechselbare Brecht-Ton aus Mahagonny und Altem Testament und Luther-Deutsch und Schnoddrigkeit, der Ganovenjargon aus Baalschem Lebenshunger und Vergänglichkeitstrauer. Aber – „Hauspostille“? Wie reimt sich das? Kennen wir das nicht – seit Luther – als Predigtbuch, hergeleitet vom lateinischen „post illa“, womit angespielt ist auf die Auslegung von Bibeltexten? Nun, bei aller gerühmten Klarheit auch des Lyrikers Brecht, bei aller Eingängigkeit seiner Gedichte, den Bänkelsänger reitet der Teufel, er hat's faustdick hinter den Ohren, er schreibt mit „poetischer List“. „Hauspostille“? Er beläßt es nicht bei dem ironischen Titel, er hält (augenzwinkernd) die Illusion des Erbauungsbuches durch, er teilt es ein in „Lektionen“, fünf an der Zahl, die einzelnen Gedichte nennt er „Kapitel“, hängt das Selbstporträt vom armen B. B. und Gesangsnoten an und empfiehlt, ein eigens dafür bestimmtes – „Schlußkapitel“ genanntes – Gedicht „gegen Verführung“ zum Abschluß jeder Lektüre in der „Hauspostille“ zu lesen. Mit Christoph Meckels Radierungen wird dieser Band der Büchergilde neue Freunde gewinnen.

Erich Maria Remarque
Die Nacht von Lissabon
320 Seiten, Ganzleinen
mit Schutzumschlag, 7,90 DM.

Lissabon 1942. Hitlers Armeen haben Frankreich überrannt. In der portugiesischen Hauptstadt wartete ein Emigrant darauf, daß ihm das Schicksal eine Chance gibt. Er trifft einen Leidensgefährten, der zwei Schiffskarten zu verschonen hat. Seine Frau ist gestorben, und er hat nach vielen Fluchten und Verhaftungen resigniert. Ein Glücksfall scheint es. Aber hinter dem Glück, das dem einen der Zufall beschert, steht das Leid des anderen. Eine Bedingung nämlich stellt der seltsame Mann: Er will jenem, der von seinen Schiffskarten Gebrauch machen wird, seine Geschichte erzählen. In den Hafenkneipen der Lissaboner Altstadt enthüllt sich im Bericht des Einsamen das Elend der deutschen Emigranten auf der Flucht vor Hitler. Diese erregende Lebensbeichte aus finsterner Zeit, die Geschichte einer unruhigen, gespenstischen Nacht, gewinnt durch Remarques knappe, realistische Erzählkunst den Wert eines mahnenden Zeitdokumentes.



Zeichnung von Josef Hegenbarth zu Nikolai Gogol „Die toten Seelen“

Ludwig Frank's Erben

Vor über 60 Jahren trafen sich in einem Lokal in Mannheim 25 junge Arbeiter, um einen Vortrag über „Die Entwicklungsgeschichte der Menschheit“ anzuhören, den der junge badische Landtagsabgeordnete Dr. Ludwig Frank hielt. Nach dem Vortrag wurde der „Verband junger Arbeiter Mannheims“ gegründet, der rasch an Mitgliedern zunahm. Bald wurden in vielen Orten Deutschlands solche Verbände gegründet. So entstand der „Verband junger Arbeiter und Arbeiterinnen Deutschlands“ mit dem Sitz in Mannheim.

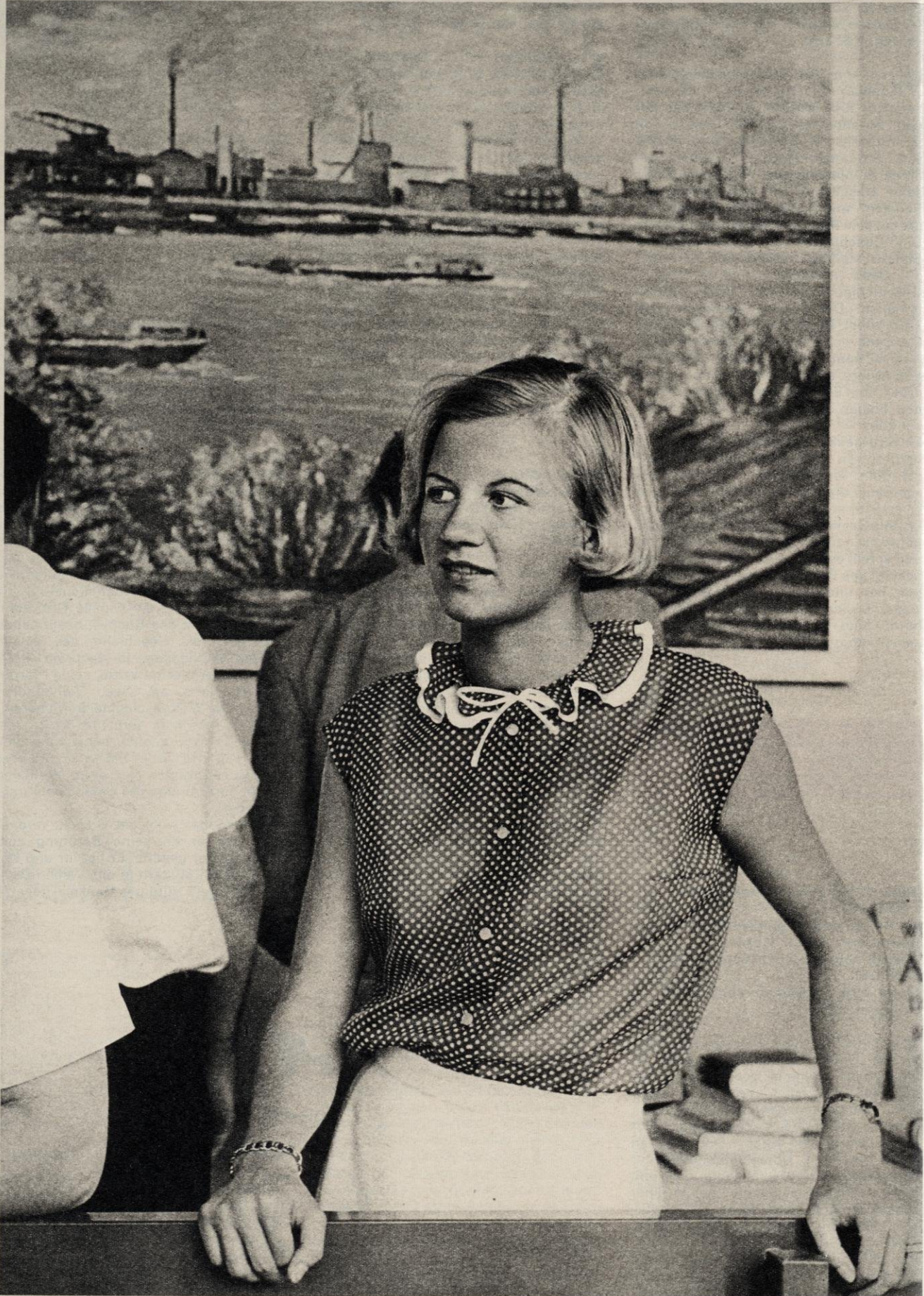
Das war in einer Zeit harten Klassenkampfes. Für die fast zwei Millionen junger Menschen, die im Produktionsprozeß eingeschaltet waren, gab es nur wenig Rechte. Jugendarbeitsschutz war weitgehend unbekannt. So gründeten die jungen Menschen Lehrlings- und Jugendschutzkommissionen, vertieften in einem umfassenden Bildungsprogramm ihre Kenntnisse von der Gesellschaft und der Welt und wurden junge Kämpfer, die Seite an Seite mit ihren älteren Kollegen standen im Kampf um eine menschenwürdige Ordnung. Ihre Zeitung „Junge Garde“ war ein Kampforgan. Oft erschienen darin Anzeigen gegen Meister, die Lehrlinge mißhandelt hatten oder die Arbeitsschutzbestimmungen übertraten. Aber auch gegen den ins Kraut geschossenen Militarismus und Nationalismus trat diese Zeitung auf. Berichte über Rekrutenmißhandlungen bildeten eine fast ständige Rubrik in der Zeitung.

*

Zwei Weltkriege haben Arbeit und Kampf jener Jugend etwas dem öffentlichen Bewußtsein entrückt. Heute hat die Gewerkschaftsjugend unter weit besseren Bedingungen die Arbeit für die jungen Arbeitnehmer übernommen. Die Ziele sind unseren Verhältnissen angepaßt.

1. Die Verbesserung der sozialen Situation der jungen Arbeitnehmer.
2. Die umfassende staatsbürgerliche, kulturelle, berufliche und politische Bildung.
3. Das Eintreten für den Frieden und die Bekämpfung militaristischer Tendenzen.
4. Das Eintreten für ein vereinigtes Europa.
5. Die Verteidigung der Demokratie.
6. Die sinnvolle Freizeitgestaltung der Jugend.

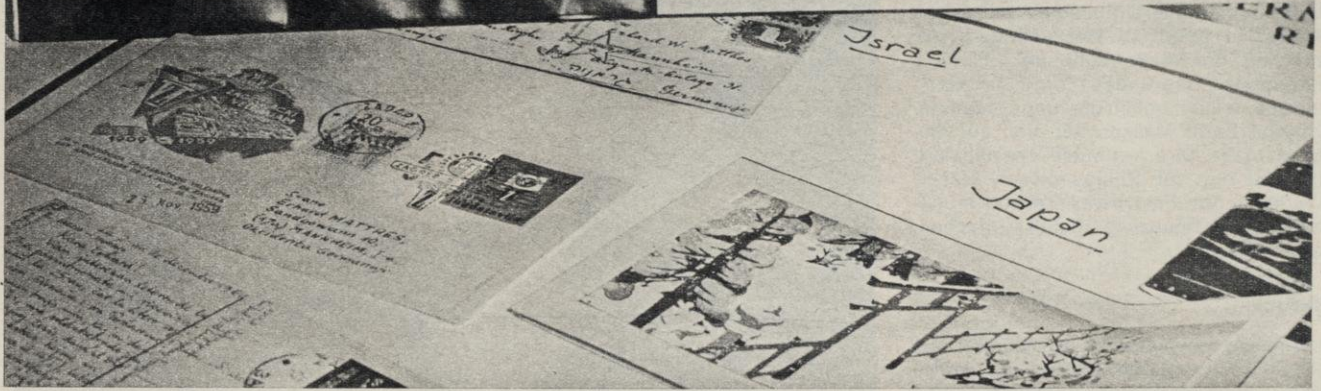
Die Verwirklichung dieser Ziele war auch der Mannheimer Gewerkschaftsjugend stets das Leitbild in ihrer Jugendarbeit. So hat sie in der vergangenen Zeit zahlreiche Veranstaltungen durchgeführt, auf denen die Jugendlichen über ihre Rechte und Pflichten im Betrieb aufmerksam gemacht wurden. Die Gewerkschaftsjugend wacht auch durch ihre Vertreter in den Mannheimer Betrieben darüber, ob die Jugendschutz- bzw. Jugendarbeitsschutzbestimmungen eingehalten werden, besonders in bezug auf die Arbeitszeit und die Urlaubsbestimmungen. Die politische Arbeit findet in den Mannheimer Organisationen ihren Niederschlag in zahlreichen Wochenendseminaren, auf denen die jungen Mitglieder über alle Bereiche des politischen Lebens informiert werden. In großen Demonstrationen hat die Gewerkschaftsjugend im Jahre 1956 gegen die Wiedereinführung der Wehrpflicht Stellung genommen. Bereit, getreu ihrem Ziele, die Demokratie und das Grundgesetz zu verteidigen, hat die Gewerkschaftsjugend in Mannheim auch gegen die Spie-



Im Haus des DGB in Mannheim



Internationale Verständigung durch Internationale Sprache



gelaktion demonstriert. Die Bemühungen um die Erhaltung des Friedens finden alljährlich ihren Ausdruck am 1. September, dem Antikriegstag der Gewerkschaftsjugend, welche diesen Tag in Mannheim ebenfalls mit einer Demonstration begeht. Sofort nach ihrer Gründung begann die Mannheimer Gewerkschaftsjugend innerhalb der Betriebe mit der Werbung von Mitgliedern für die Gewerkschaft und ihre Jugendorganisation. Die Unterstützung der Gesamtorganisation, welche die Gewerkschaftsjugend als wichtigen Faktor anerkennt, ist ein wichtiger Grundsatz innerhalb der gewerkschaftlichen Arbeit. Die Gewerkschaftsjugend hat ihre Vertretung im Bundesvorstand des DGB sowie in den einzelnen Bundes-, Landes- und Kreisvorständen der Gewerkschaften. Auch im DGB-Kreisvorstand hat die Gewerkschaftsjugend ihren Vertreter. Sie ist ferner in zahlreichen Gremien vertreten, welche außerhalb des eigentlichen innergewerkschaftlichen Bereiches liegen. Im Stadtjugendring Mannheim hat die Gewerkschaftsjugend seit dessen Gründung Sitz und Stimme. So findet unsere Arbeit nicht nur innerhalb der eigenen Organisation sichtbaren Niederschlag, sondern auch in großem Maße entsprechend den Aufgaben, die unserer Jugendarbeit gestellt sind, in anderen Bereichen. Es wäre jedoch falsch, wollte man die Gewerkschaftsjugend nur als einen rein politischen Verband sehen. Die sinnvolle Freizeitgestaltung ist nicht zuletzt ein Ziel der Gewerkschaftsjugend, dessen Verwirklichung die Mannheimer Organisation mit der Durchführung von Sommer- und Winterfreizeiten erreichen will. Daneben werden auch Heimabende durchgeführt, welche ebenfalls diesem Ziel dienen sollen. Sing- und Laienspielkreise geben dieser gewerkschaftlichen Jugendarbeit in Mannheim ein besonderes Gepräge. Über all dieser Arbeit steht jedoch die politische Verantwortung der Gewerkschaftsjugend, die allerdings nicht in einem parteipolitischen Sinne verstanden werden darf. Die Gewerkschaftsjugend war nie die Jugendorganisation irgendwelcher Partei. Sie wird sich auch nie zu einer solchen machen lassen. Sie existiert unabhängig von den politischen Parteien, allein als Jugendorganisation der Gewerkschaften.

Die Gewerkschaftsjugend in Mannheim ist wie überall allein die rechtmäßige Sprecherin der arbeitenden, in den Gewerkschaften zusammengeschlossenen Jugendlichen. In Mannheim sind rund 14000 junge Menschen unter 21 Jahren in den Gewerkschaften des DGB organisiert, das ergibt einen Anteil von 13,42% an der Gesamtmitgliedschaft.

Die Gewerkschaftsjugend wird auch in der kommenden Zeit innerhalb Mannheims ihre aktive Jugendarbeit fortführen, als die Nachfolgeorganisation der Arbeiterjugend. Sie ist die neue Trägerin der Forderungen der jungen Arbeitnehmer auf sozialem, wirtschaftlichem und kulturellem Bereich. Diese Arbeit wird sie weiterführen im Sinne ihrer Mitglieder, unabhängig von Beeinträchtigungen, die zurückgewiesen werden, ganz gleich von welcher Seite sie auch kommen mögen und welcher Art sie sein werden. 60 Jahre Arbeiterjugendbewegung waren uns Lehrmeister für die Zukunft.

Joachim Biedermann



In einer großen Ausstellung zeigte die Mannheimer Gewerkschaftsjugend, was sie neben der Bildungsarbeit in ihrer Freizeit macht.

Ein Esperantist sammelt Briefe in Esperanto aus aller Welt, ein anderer sammelt Gestein, wieder ein anderer versucht sich in der Plastik und einer hat Formerei als Hobby.



Fotos: Udo Hoffmann

...alle Scheiben im Schrank?

Seit Wochen steht in der Bestseller-Liste, die der „Spiegel“ veröffentlicht, auf dem Gebiet der sogenannten Klassik eine LP auf dem Spitzenplatz, die zu dem sensationell niedrigen Preis von fünf Mark zu haben ist: die „Feuerwerks-“ und die „Wassermusik“ von Georg Friedrich Händel, gespielt vom Berliner Radio-Symphonie-Orchester auf der Philips-LP 88083 DY. Der niedrige Preis wird auf der Außenhülle als „Einführungspreis“ begründet. Eingeführt werden soll damit nämlich der junge, begabte Dirigent Lorin Maazel, der sich auf die Wiedergabe barocker Musik spezialisiert hat und nun für Philips dieses bisher brachliegende Feld beackern und musikalisch und finanziell fruchtbar machen soll.

Barock...

Jedenfalls ist diese LP zur Einführung geschickt ausgewählt. Denn die kraftvolle „Feuerwerksmusik“ Händels, geschrieben zur Feier des Friedensschlusses von Aachen 1748, ist ein Werk nach den Herzen sowohl musikalischer Laien wie Fachleute. Maazel drosselt den Pomp der gewaltigen Bläserbesetzung (das Stück wurde bei der Uraufführung im Anschluß an ein Feuerwerk im Freien gespielt) und nimmt einzelne Sätze, besonders die Menuetts, recht flott und straff. Das verleiht der Wiedergabe einen frischen Charakter, der den Laien erfreut und den Fachmann wegen seiner Eigenwilligkeit interessiert. – Nicht ganz so frisch läßt Maazel die ausgewählten Sätze der „Wassermusik-Suite“ spielen. Vor allem in den langsamen oder mäßig bewegten Sätzen, in denen die Streicher herrschen, erstrahlt unter seiner leitenden Hand die italienische Sangbarkeit der Melodien. Die Bläusersätze jedoch (auch die „Wassermusik“ ist ja im Freien gespielt worden, und zwar anlässlich von Themsefahrten des englischen Königs) nimmt Maazel ähnlich straff wie die „Feuerwerksmusik“, und so ist die ganze Platte eine Ohrenfreude – zudem noch zu so günstigem Preis.

Eine Werbeplatte hat auch Schwann herausgebracht: Italienische Meisterwerke des Barock und der Klassik (AMS 802) – zu dem niedrigen Preis von zehn Mark. Der Schwann-Verlag ist eigentlich ein Schul- und Musikbuch-Verlag, er hat aber bereits vor rund zehn Jahren begonnen, in Zusammenarbeit mit der Deutschen Grammophon Gesellschaft LP's für den Gebrauch im Musikunterricht der Schulen herauszugeben. Seit etwa zwei Jahren erscheint in diesem Verlag aber auch die Plattenreihe „musica sacra“, in der vornehmlich alte Kirchenmusik gesammelt ist, die mit großem Geschmack ausgewählt ist und die eine hervorragende technische Wiedergabe auszeichnet. Die Werbeplatte bringt einen Querschnitt durch Erscheinungen dieser Reihe: ausgewählte Sätze oder Werke von italienischen Komponisten des 17. und 18. Jahrhunderts. Erstaunlicherweise wird auch der jüngste Bach-Sohn, Johann Christian, der mit zwei Sätzen aus seinem in der Mailänder Zeit geschaffenen Requiem vertreten ist, zu den Italienern gerechnet. Daneben bietet die LP Sätze aus Werken von Rossi, Cavalli, Leo, Vivaldi, Sammartini und eine vollständige Motette Sartis: einen interessanten Querschnitt also, der aber leider nur ein komplettes Werk enthält. Obwohl einige der ausgewählten Komponisten (Rossi, Leo, Sarti) hier in Deutschland nahezu unbekannt sind, ist der „Meister“-Titel, den ihnen die Plattenhülle zuspricht, voll berechtigt. Was aber vor



alle an dieser LP fasziniert, ist die stilistische und kompositorische Vielfalt, die sie bietet. Jedem musikhistorisch Interessierten gibt sie darum gute Beispiele für den Wandel des Kompositionsstils durch die Generationen hin. Aber auch jeder andere Liebhaber der Barockmusik und der frühen Klassik wird Gefallen finden an der präzisen Darbietung, die höchsten Rang gewinnt, wenn Carlo Felice Cillario dirigiert: ganz besonders in den herrlichen beiden Sätzen aus Vivaldis „Nisi Domine“.

... und Jazz

Für knapp zehn Mark erhält man seit kurzem in Fachgeschäften auch Platten der Marke Ember. Diese Firma bietet ältere Aufnahmen großer Stars und neuere von nicht so Berühmten. Aufnahmen vom Ende der vierziger Jahre sind auf der LP „Sarah Vaughan“ (FA 2012) ge-

sammelt. Diese großartige Jazzsängerin wird untermalt von sechs verschiedenen Besetzungen – leider weist die Plattenhülle die Solisten und Bands nicht aus. Sie sind auch nicht auf allen Titeln bedeutend. Vier Stücke singt Sarah vor einem Streicherhintergrund, der ihre rauchige Stimme wohlthuend hervorhebt, in dem sich aber sonst nichts tut, von einer Tony-Scott-artigen Klarinette abgesehen. Nur bei zwei Titeln hat Sarah kongeniale Begleiter, sie sind auch die besten: „Lover man“ singt sie zu den ihre Stimme umgebenden Tonfiguren von Dizzy Gillespie und Charlie Parker in aufreizender Kühle, und in „September Song“ scheint sie über den Melodien des Tenorsaxophons von Ben Webster eine zweite Billie Holiday zu sein: gleichzeitig den Intellekt und das Herz ansprechend. Und spätestens bei diesen Stücken weiß man: Sarah Vaughan ist eine der ganz Großen. –

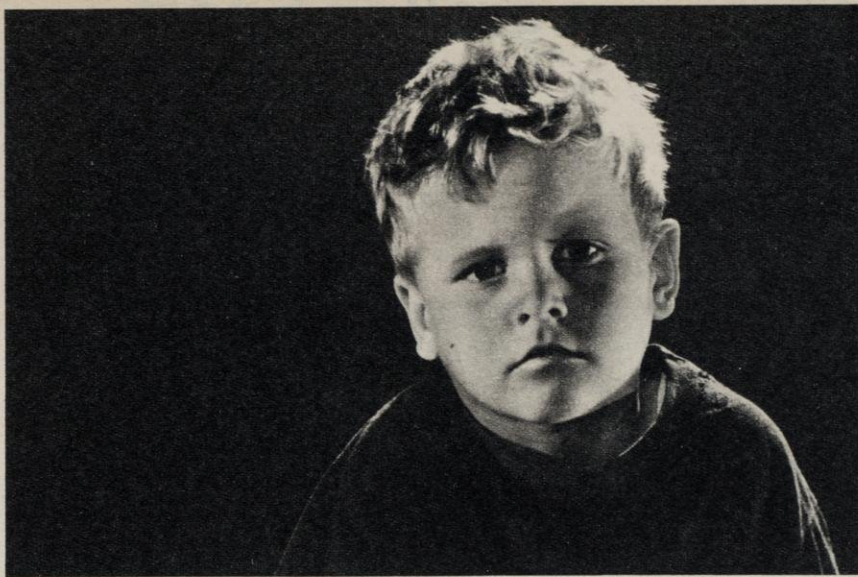
Zum halben Normalpreis zu haben sind zur Zeit auch wieder EP's, von denen die Firmen ihre Lager räumen wollen. Darunter befindet sich zum Beispiel auch die berühmte Chico-Hamilton-Quintet-Platte „Gongs East!“ von Warner Bros (ESD 1271 – 1), die für viele als Höhepunkt des konzertanten Jazz gilt, andere freilich bestreiten, daß so etwas überhaupt noch Jazzmusik sei. Wie man zu dieser Frage steht, das ist sicher Geschmackssache. Aber eines ist gewiß: So in sich geschlossen wie die vier Aufnahmen dieser EP ist kaum noch etwas anderes von Chicos Quintett. Wie sich Gitarrist Budimir, Cellist Gershman und Flötist, Klarinetist und Altist Eric Dolphy gegenseitig ergänzen, wie sie ihre Stimmen verweben, wie Chicos Becken und Gongs das untermalen, das ist schon meisterhaft. Erstaunlich nur, daß der Leiter einer so wenig rhythmisch spielenden Gruppe ausgerechnet ein Schlagzeuger ist. – Unumstritten für jeden, der für modernen Jazz auch nur ein wenig Sinn hat, ist die Qualität zweier EP's der französischen Firma CID: „L'inoubliable Charlie Parker“ (22002 und 22003). Der „unvergessliche Charlie Parker“ – so heißt der Titel der EP's übersetzt – spielt hier zusammen mit solchen Stars wie Miles Davis, Max Roach und J. J. Johnson. Und diese Stars entfalten auf den acht Stücken der beiden Scheiben ihr volles Können: Miles Davis besticht durch seinen sonoren Trompetenton wie auch durch die kühle Darbietungs- und Improvisationsweise, J. J. Johnson nutzt seine für einen Zugposaunisten geradezu unglaubliche Technik zu immer neuen, unerwarteten melodischen Wendungen, Duke Jordan akzentuiert die eigenwillige Rhythmik der vom Ensemble gespielten Figuren und Motive auf dem Klavier und zeigt bei aller bebop-gebundenen solistischen Gestaltung seinen Sinn für Klangschönheit, und Max Roach malt zur soliden, sauberen Baßgrundlage Tommy Potters auf Becken, Tom-Toms und Trommeln rhythmische Kulissen. Und doch: So gut diese Stars auch sind, überragt werden sie alle von dem unerschöpflichen melodischen Einfallsreichtum Parkers, der jeden aufmerksamen Zuhörer immer wieder aufs neue überrascht. Die beiden CID-Platten bieten somit beste Jazzgeschichte, die gleichwohl heute noch modern und lebendig erscheint. –

Man sieht: Ein Blick in Sonderangebote kann sich sehr lohnen. Was mich dabei aber am meisten freut, ist ein Hinweis auf der Philips-LP: „Alle auf Außen- und Innenhülle genannten Preise sind ungebunden.“ Wollte sich hier ein echter Konkurrenzkampf anbahnen? Den Käufer könnte es nur freuen, denn die Gewinnspannen im Plattengeschäft waren bisher reichlich hoch. Daß die Preise auch der großen Firmen in Bewegung geraten mögen, wünscht Euch und sich jedenfalls

Euer Meggs



Unbehagen in Mannheim



Unsere Fotos sind
aus dem Schweizer Film
„Ursula – oder das unwerte Leben“

Zum fünfzehnten Male veranstaltete Mannheim jetzt seine „Internationale Filmwoche“ unter dem anspruchsvollen Motto „Der Mensch in unserer Zeit“. Siebzehn Länder beteiligten sich mit fünfzig langen und kurzen Filmen am Wettbewerb. Europa gab wieder einmal den Ton an, ganz so, als habe die übrige Welt für uns jedes Interesse verloren. In Informationsprogrammen und Retrospektiven zeigte man zahlreiche weitere Filme, machte Ausstellungen, Sondertagungen und Konferenzen. Sieben Jurys waren tätig und brachten das Kunststück fertig, an die fünfzig Wettbewerbsfilme tatsächlich fünfunddreißig Preise, Diplome und Anerkennungen zu verteilen. Das Programmheft versprach, daß die Filme dieses Jahres dem Menschen noch näher auf die Haut rücken würden, daß man noch mehr den bequemen Menschen unserer Zeit zur Stellungnahme provozieren wolle.

Leider wurden diese Versprechungen von den Filmen kaum eingelöst. Da war doch viel zu viel Unwichtiges und Einfältiges. Oft genug rückte die Kamera dem Menschen zwar auf die Haut, doch sie tat es auf die fragwürdige Art einer Voyeurs Komik, die die Probleme unserer Zeit nur noch hinter dem Schlüsselloch vermutet. Immerhin äußerte sich in manchen Filmen das angsterfüllte Unbehagen junger Regisseure. Sie zeigten in ihren Filmen, wie sehr die Menschen unserer Tage in unmenschlichen Verhältnissen dahinleben müssen. Sie wiesen auf Mißstände hin, waren jedoch nicht in der Lage, Wege zu ihrer Überwindung zu zeigen. Gutgemeinte Proteste also, die aber leider meist jeder Klarheit darüber ermangelten, wie die Unmenschlichkeit zu beseitigen sei. Schlußfolgerungen will man dem Zuschauer überlassen. Das klingt nach wohlüberlegter Provokation, ist aber meist doch nur Ausdruck der Ratlosigkeit der jungen Filmgestalter.

Gerd Winkler aus der Bundesrepublik macht in seinem mit optischer Kunstfertigkeit montierten Kurzfilm „Die Koffer des Felix Lumpach“ darauf aufmerksam, daß es in unserer Zeit schon höchst gefährlich ist, harmlose individuelle Eigenarten zu entwickeln. Die total formierte Gesellschaft kann den Individualisten nicht ertragen, obgleich sie immer wieder das Gegenteil beteuert. Dragoslav Lazic aus Jugoslawien beschreibt in „Heiße Jahre“ die Geschichte eines jungen Paares, das die Großstadt angeekelt verläßt, um in der dörflichen Beschaulichkeit das Glück zu finden. Hier werden soziale Probleme des heutigen Lebens in Jugoslawien deutlich angesprochen, doch resignierend als unlösbar bezeichnet. In „Das Kriegsspiel“ von Peter Watkins aus England zeigt man die furchtbaren Wirkungen eines Atomkrieges, in den die Welt angeblich wieder einmal zwangsläufig hineinschlittert, so, als gäbe es keine realen Möglichkeiten, die Katastrophe zu verhindern. Aufregende Bilder werden



hier gezeigt, doch sie bewirken nicht Einsichten, sondern Hoffnungslosigkeit. Der Film bleibt auch politisch bei der Stange: die ersten Atomraketen starten natürlich die Sowjets.

Peter Gessner aus den USA greift in seinem Film „Zeit der Heuschrecken“ schonungslos die amerikanische Intervention in Vietnam an. Dieser ehrliche Aufruf eines Quäkers verdient Gehör. Die Unmenschlichkeit der eigenen Regierung angreifen, ist eine mutige Tat. Konsequenzen aus dieser Haltung hat Gessner freilich nicht anzubieten. Sie werden dafür in Abbe Borows Kurzfilm „Laßt es leuchten“ – ebenfalls aus den USA – sichtbar: 25000 Bürger demonstrieren in Washington gegen Johnsons Vietnam-Krieg. Blinden Protest erlebte man dann wieder in dem holländischen Film „Die minder glückliche Heimkehr des Josef Katus in das Land Rembrandts“ von Vim Verstappen. Hier geht es um die sogenannten „Provos“, von denen niemand so recht weiß, was sie denn wollen. Der Kurzfilm „Die letzten Briefe“, den Schüler des sowjetischen Regisseurs Michail Romm gestalteten, weist mit großer Berechtigung darauf hin, daß viele Menschen in der Bundesrepublik aus den Erfahrungen von Stalingrad keine Lehren gezogen haben. Das wirkt deprimierend, einfach weil unerwähnt bleibt, daß es bei uns auch Leute gibt, die klüger geworden sind.

Ein einziger Film in Mannheim begnügte sich nicht mit der Feststellung unmenschlicher Verhältnisse, sondern zeigte Wege zu ihrer Überwindung. In erregenden Bildern bewiesen Reni Mertens und Walter Marti aus Zürich, daß auch körperbehinderte und geistesschwache Kinder bildungsfähig sind. Sie müssen nicht in Heimen versteckt werden, sondern es gibt Methoden, diese Kinder in Grenzen zu gesellschaftlichen Menschen zu entwickeln. Frau Professor Scheiblauer in Zürich hat solche Wege gefunden und in dem abendfüllenden Dokumentarfilm „Ursula oder das unwerte Leben“ wird nachgewiesen, daß es keine bildungsunfähigen Menschen gibt. Das ist kein Film nur für die Fachleute, denn jeder wird hier begreifen, was erst gesunde junge Menschen erreichen könnten, wenn sie sehen, was kranke vermögen. Der Film von Mertens und Marti lief in Mannheim leider nur vor zwei Dutzend Leuten in einer privaten Vorführung. Die Festivalleitung hatte den Film mit der Begründung zurückgewiesen, er sei eine Zumutung, wie etwa Filme über Konzentrationslager! So berichtete es uns Walter Marti in Mannheim. Ein so überaus menschlicher und künstlerisch reifer Film wurde auf einem Festival in einem Lande unterdrückt, wo vor noch nicht allzulanger Zeit „unwertes Leben“ brutal zerstört wurde. So hinterließ Mannheim in diesem Jahr ein großes Unbehagen.

Herbert Stettner

Dauerkarte für 99 Jahre

Das Aztekenstadion in Mexiko-City, wo 1970 die Fußball-Weltmeisterschaft stattfinden wird, steht vor einem Problem. Die besten Plätze können eigentlich gar nicht in den Verkauf kommen. Sie wurden schon vor Vollendung des Baues für 99 Jahre vermietet. Die Mieter, meist große Firmen, erwarben das Recht, alle Sportveranstaltungen in diesem Stadion für die im voraus entrichtete „Erbpacht“ ohne zusätzliche Kosten aus ihren Logen verfolgen zu können. Die Logen sind mit Bar, Eisschrank, Waschbecken und WC ausgestattet. Man scheint übrigens zu hoffen, daß die Mieter sich gesitteter benehmen, als die übrigen Besucher des Stadions. Für diese hat man nämlich die Sitze aus Stein oder Metall und die Lehnen aus einzementierten Eisenreifen gemacht. Man will verhindern, daß die temperamentvollen Fußballfans Spieler und Schiedsrichter mit abmontierten Sitzbänken bombardieren.

Noch einen Pokal

Die Flut der Pokalwettbewerbe im internationalen Fußballsport scheint kein Ende zu nehmen. Nach dem großen Erfolg des Europa-Cups der Meister kam der Pokal der Pokalsieger. Es folgte der Pokalwettbewerb der Messestädte, die Europa-Pokalgewinner spielten mit dem Pokalsieger von Südamerika um den „World-Cup“. Nun versandte die Pressestelle der europäischen Wirtschaftsgemeinschaft eine Einladung an die Vizemeister für einen Wettbewerb um den „EWG-Pokal“. An dieser neuesten Pokalrunde dürfen aber auch Mannschaften aus Nicht-EWG-Ländern, wie England und Schottland, teilnehmen. Und wo der Vizemeister schon in einem anderen Wettbewerb beschäftigt ist, wie etwa Bayern München, da tut es auch der Tabellenvierte, Werder Bremen. Denn der Dritte des vorjährigen Bundesligajahres, Borussia Dortmund, ist ja als Pokalgewinner automatisch mit von der Partie. Noch 'nen Pokal – wie lange soll das so weitergehen?

Meisterschaft ohne Beifall

Das Zweite Deutsche Fernsehen wird am 19. November den Kampf um die Deutsche Meisterschaft im Halbschwergewicht der Profis übertragen. Das wäre an sich kaum bemerkenswert. Aber diesmal werden die Fernsehkameras nicht an den Boxring gehen, sondern der Ring wird im Fernsehstudio aufgebaut, und die Boxer schlagen sich exklusiv nur für die Mattscheibe. Titelverteidiger Lothar Stengel und sein Gegner Peter Köster werden also auf den Beifall und die Anfeuerungsrufe der Boxsportfreunde verzichten müssen. Dafür zahlt ihnen das Fernsehen eine Gage, die sie von keinem Veranstalter geboten bekommen. Dennoch dürften derartige „Sportveranstaltungen“ das Ende des Sports bedeuten. Die Zuschauer werden in Zukunft aus den Boxaren ebenso wegbleiben, wie sie den Varietés fernblieben, als ihnen Weltklasseartisten im Wohnzimmer serviert wurden.

Teurer Irrtum

Zwei Rad-Weltmeister sollten in der Kölner Sporthalle aufeinandertreffen: Verfolgungs-Weltmeister Leandro Faggin und Straßen-Weltmeister Rudi Altig, der einst selbst das Regenbogentrikot der Verfolgungsfahrer getragen hatte. Veranstalter und Publikum warteten vergebens



Franz Beckenbauer, der Fußballer des Jahres, wurde geehrt und erhielt den goldenen Fußball. Strahlend zeigt er den Pokal. Foto: Horstmüller

auf den Italiener Faggin. So mußte man froh sein, daß der Deutsche Verfolgungsmeister Dieter Kemper unter den Zuschauern saß und als Ersatzmann einsprang. Indessen saß Signor Faggin daheim in Padua und amüsierte sich über eine Fernsehshow. Das war für ihn ein teures Vergnügen, denn der Kölner Veranstalter zahlte ihm nicht nur keine Gage, er will ihn auch auf Schadenersatz verklagen. Faggin allerdings war untröstlich. „Ich habe mich im Datum versehen. Ich glaubte, das Rennen sei einen Monat später.“

Keine Ahnung

Die Kontroversen des deutschen Sports mit den Politikern Bonns sind nicht zuletzt darauf zurückzuführen, daß unsere Politiker von den Regeln und Gesetzen des Sports keine blasse Ahnung zu ha-

ben scheinen und ihre Berater versagen. Bundestagspräsident Gerstenmaier hielt die Festansprache aus Anlaß des 150-jährigen Bestehens der Hamburger Turnerschaft 1816. Er sagte bei dieser Gelegenheit, daß zwei deutsche Olympische Komitees nicht nur dem Alleinvertretungsanspruch der Bundesrepublik, sondern auch den Grundsätzen des Internationalen Olympischen Komitees widersprächen, weil im IOC die Nationen repräsentiert seien. Hätte sich Gerstenmaier vorher orientiert, dann wüßte er, daß das IOC die Versammlung einzelner Repräsentanten des Sports ist und das die NOKs die Sportverbände, nicht aber ihre Länder vertreten.

Willy B. Wange

Zu blöd, daß ich da mit hineingeraten bin, eigentlich wollte ich doch Fußballspielen geh'n.

Als dann die Kiosktür offen war, bin ich halt mit hineingegangen, wer glaubt mir heute noch, daß ich mit dem Kerl da nichts zu tun hatte. Er hatte mir ja die Zigaretten in die Tasche gesteckt; ehe ich alles begriffen hatte, war es zu spät. Auf der Polizei glaubte man mir kein Wort. Nun wissen alle, daß ich Jugendarrest gehabt habe, nur eine Woche, aber alle gucken mich so merkwürdig an. Es ist bloß gut, daß die Uhr wiedergefunden wurde, die der Kumpel in der Grube verloren hatte, denn nur ich konnte sie ja geklaut haben, keiner hat es zwar gesagt, aber unausgesprochene Sachen sind oft schlimmer.

Manche meiner jungen Kollegen gucken mich beinahe wie einen Helden an, weil ich eben schon mal mit der Polente zu tun gehabt habe, so richtig mit Funkstreife.

Dabei ist mir fast übel, wenn ich daran denke, denn was übrigbleibt, hängt einem an, wie zäher Kleister.

In der Stadt passiert immerzu etwas, jetzt glauben bestimmt viele Leute immer, der da, der hat schon mal gegessen, der war bestimmt dabei.

Wenn sie sich irren, das ist nicht so schlimm, denn irgendwie tut der ja immer solche Sachen. Die einzige, der ich alles sagen kann, ist meine Mutter, sie glaubt mir, auch die blöde Sache, wo ich doch nur so reingeraten bin.

Im Kino habe ich gestern gesehen, da hat einer ein neues Leben anfangen wollen, er hatte im Gefängnis sich gelobt, nicht mehr krumme Sachen zu machen. Als er wieder draußen war, ging es eine Weile, dann kam so ein Kamel, er erzählte den Kollegen von dem Kerl, der da gegessen haben soll.

Dann war es wieder aus, aber schließlich kam ein reicher Fabrikant, der glaubte an die Ehrlichkeit und den guten Willen, er stellte ihn ein. Sogar eine Hochzeit wurde im Film gefeiert.

Als ich draußen war, merkte ich wieder die Blicke, sie werden mich wohl nicht in Ruhe lassen, vielleicht gehe ich dann auswärts arbeiten, wenn ich die Lehre aus habe.

Zu mir wird wohl kein reicher Fabrikant kommen, Hauptsache, die Menschen lassen mich in Ruhe.

Hoffentlich passiert nicht irgend etwas, so mit Klauerei und ähnlichen Sachen, denn wenn ich die Prüfung machen will, muß ich fleißig lernen.

Ich denke immer, ich bin in einem Kreis, mein ganzer Weg ist ohne Ende; ich möchte so gern alles hinter mir abbrechen, aber mit 17 Jahren kann man dies wohl nicht.

Manchmal ertappe ich mich dabei, daß es mir im Jugendarrest besser gefallen hat als hier draußen, auch wenn ich Gitter an den Fenstern hatte.

Ich möchte den Leuten ins Gesicht schreien, daß ich nicht schlechter bin als sie alle, nur weil ich einmal zu jung und zu dumm war.

Sie geben mir ja gar keine Chance mehr, auch nicht mit ihren Gesichtern, mit denen sie mich mustern.

Sie verzeihen, aber gleichzeitig beleidigen sie mich. Manchmal glaubte ich schon, bei stockfremden Menschen etwas davon zu verspüren, so weit kann einen eine Sache verfolgen, für die ich schon bezahlt habe, sehr teuer und schwer. Wenn ich die Prüfung bestanden habe, werde ich ausbrechen aus diesem Kreis, der schlimmer ist als Gefängnis.

Herbert Berger